



Potsdamer BürgerZeitung

Offenes Forum für Gesellschaft und Kultur



Startseite

Veranstaltungen

Politik

Gesellschaft

Potsdam

Berlin

Literarisches

Reise

Allerlei

Gästebuch

Links

Kontakt

Blei in den Flügeln

von Piet Rabek

Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind rein zufällig, dennoch können Geschichten durchaus wahr sein, wenn sie so erzählt werden, als hätten sie wirklich stattgefunden.

**Wer nicht nach hinten schaut, den bestraft das
LEBEN**

Schaffenszeiten - Schattenseiten

*Erhellter Schatten
Klärt den Raum
Lässt Leben
Neu bekennen
Beleuchtet Fantasie und Traum
Hat Flügel beim Benennen*

*Erlebtes
Deckt das Gestern ab
Gefühltes
Wärmt das Blut
Der Morgen
Findet heute statt
In wahrer Sinnesflut*

*Dein kleines Glück
Im Leben
Führt dich zurück
Wird Mut dir immer geben
Im Dunkeln gibt's dir Licht
In dir ein feurig Beben*

Margot Lilienthal

Der erste Teil

Treibend im Strudel der Zeit

1

Ungewissheit

Franz Wundersee wacht auf und reibt sich den Schlaf aus den Augen, er ist noch müde. Das Fenster steht weit offen. Frische Frühlingsluft weht in das Zimmer. Auf der Straße ruft ein Zeitungsjunge: „Der ‚Völkischen Beobachter‘ vom 3. April! Kauft den ‚Völkischen Beobachter!‘“ Franz hört ein leises Klopfen an der Tür, mehr ein vorsichtiges Schrammen, seine Mutter öffnet, er vernimmt ein schmetterndes "Hoch soll er leben", dann das Übliche: sein Vater wie jedes Jahr auf dem Kamm blasend, seine Mutter im Takt in die Hände schlagend: „Happy birthday to you.“

Schnell erhebt sich der Sohn aus seinem Bett, umarmt seine Eltern, eilt ins Bad, duscht kalt, dann zieht er sich an und geht zum Bäcker. Brot gibt es in den Kriegsjahren, man muss nur die entsprechenden Abschnitte der Lebensmittelkarten vorlegen. Jeder Deutsche erhält davon genug zum notwendigsten Lebensunterhalt – ausgenommen Juden.

Die Mutter von Franz ist Jüdin, dennoch bekommen auch die Wundersees Lebensmittelkarten, wenn auch eine geringere Menge. Der Vater, sogenannter Arier, schützt seine Frau vor dem Abtransport. Das bedeutet, auch in Zeiten heftiger Ehekrisen zusammenzuhalten. Würde sich Franz' Vater von der Mutter trennen, lieferte er sie dem sicheren Tod aus.

Es ist ein frühlingshafter, sonnendurchtränkter Tag; Franz tritt beschwingt auf die Straße und biegt nach links ab, als er plötzlich Rufe hinter sich hört: „Halt! Stehen bleiben. Bist du Franz Wundersee?“

Er dreht sich um, hat Angst. Primitiv aussehende

Typen der ‚Organisation Todt‘ kommen aus dem Schatten der Häuserwand hervor, mit Hakenkreuzbinden an den Oberarmen. Barsch befehlen sie: "Mitkommen, Jude!", und Franz wird von ihnen zu einem Lastwagen getrieben wie man ein Stück Vieh von der Weide treibt; er weiß nicht, was sie mit ihm vorhaben, ob er seine Eltern je wiedersehen wird.

Einer der Uniformierten drängt ihn mit roher Gewalt, auf die Ladefläche zu steigen. Andere Männer hocken bereits oben, sie haben starre Gesichter, auch ihnen quillt Angst aus den Augen. Die bewaffneten Todt-Leute klettern Franz hinterher, der Lastwagen fährt ruckelnd an.

An diesem 3. April 1944 könnte die Geschichte von Franz Wundersee durchaus beginnen. Denkbar wäre es. Die Zeit ist brutal. Jeden Tag werden unschuldige Menschen auf der Straße abgefangen, von zu Hause abgeholt.

Zudem wäre dieser Beginn für einen Romananfang äußerst günstig: Der Leser würde in eine packende Szene geworfen werden, diese Situation präge sich ein, würde tief in ihn eindringen. Und nicht zuletzt träfen zwei wichtige Ereignisse im Leben von Franz Wundersee an diesem 3. April 1944 zusammen: Sein 22. Geburtstag und der Beginn einer langen Reise ins Ungewisse. Zufälligkeiten aus denen er eine tiefere Bedeutung schöpfen könnte.

Aber so war es ja nicht. Beginnen muss alles zwei Tage früher.

Am 1. April 1944, also zwei Tage vor seinem Geburtstag, fährt Franz mit dem Rad zu seiner Arbeitsstelle bei Siemens, wo er als Lohnbuchhalter dienstverpflichtet worden war, nachdem er wegen seiner jüdischen Abstammung das Gymnasium verlassen musste.

Wieder einmal ist Frühling. Aber wieder ist es ein

anderer Frühling als sonst. Auch in diesem Jahr stinkt er nach Tod, nach zerfetzten und verbrannten Menschenleibern. Dieser törichte Krieg geht bereits ins vierte Jahr. Die deutschen Erfolge sind längst zu Niederlagen geworden. Der euphorische Jubel der Deutschen ist in stummen Unmut umgeschlagen. Versorgungsengpässe, Bombennächte in Luftschutzkellern gehören zum alltäglichen Bild. Stalingrad hat die Wende gebracht, die Landung der Westalliierten auf dem europäischen Kontinent wird erwartet.

Franz hofft wieder. "Es wird schon werden", schrieb er vor einiger Zeit in sein Tagebuch. Er schaut durchaus hoffnungsvoll in die Zukunft, obwohl er nicht ahnt, was sich die dunklen Mächte der Naziherrschaft bereits alles im Verborgenen ausgeheckt haben und noch aushecken würden.

Franz weiß nichts von der Wannseekonferenz, wo sie die ‚Endlösung der Judenfrage‘ beschlossen haben; er weiß nicht, dass das Schicksal der Halbjuden auf dieser Konferenz an einem seidenen Faden hing. Sogenannte Anthropologen der SS plädierten dafür, dass auch Halbjuden wie Juden behandelt und in Vernichtungslager deportiert werden sollten. Die Debatten auf dieser Konferenz blieben der Öffentlichkeit verborgen. Auch verborgen blieb, dass es ein Vertreter des Zivilrechts war, der sich dafür einsetzte, dass Halbjuden nicht vergast werden sollten. Es sollte nicht der Argwohn der Arier geschürt werden, wenn Menschen, die auch arisches Blut in ihren Adern haben, in KZ's zu Tode kämen. Sollte der Krieg bald zugunsten Deutschlands ausgehen, würden die Halbjuden jedoch systematisch sterilisiert werden. Das wurde dort beschlossen. Franz und seinesgleichen sollten sich nicht fortpflanzen dürfen.

Davon weiß Franz Wundersee nichts.

Er kennt nur die Nürnberger Gesetze von 1935, sie kennen alle in Deutschland, für die Betroffenen haben sie sich wie eine Schockwelle durch das Land gewälzt.

In ihnen wurde festgelegt, wer Jude zu sein hat und wer nicht. Es wurde der Ahnenpass eingeführt, die Nazis forschten bei jedem Volksgenossen in der Vergangenheit herum, eine Schnüffelreise, die Jahrhunderte zurückging.

Eine Affäre mit einer Arierin wurde Franz von nun an bei Todesstrafe untersagt. Seine sexuellen Triebe muss er fortan unterdrücken. Da ist die gelockte Wiebke, ein liebes nettes Dummerchen, aber Franz findet sie so trügerisch schön, so zart, sie hat so liebe, zutrauliche Püppchenaugen - er hat sich tatsächlich fast ein wenig in sie verguckt, aber sie hat einen Verlobten an der Ostfront, er ist bei der Waffen-SS. Wenn Günther nun überraschend auf Fronturlaub zurückkäme und erführe, dass seine Wiebke ihn mit einem Halbjuden ... gar nicht auszudenken. Franz ist vorsichtig. Aber nie käme es heraus, und nie würde es in zehn anderen Fällen herauskommen. Doch nichts riskieren ... die verflixten Zufälle!

Außer auf seiner Arbeitsstelle bei Siemens weiß niemand, dass Franz Wundersee einen jüdischen Teil in der Familie hat. Weder seine Freundinnen, noch die Nachbarn ahnen es. Wenn der Bruder seiner Mutter, zu Besuch kommt, trägt er seine Aktentasche im Treppenhaus so, dass sie seinen Judenstern verdeckt.

Während Franz sich mit dem Rad durch die Schuttberge der ausgebombten Häuser am Kaiserdamm schlängelt, bewegen sich seine Gedanken immer wieder um Onkel Victor. Er ist in im vergangenen Jahr nach Theresienstadt deportiert worden. Drei selbstverfasste Gedichte waren sein letztes Lebenszeichen, das die Familie von ihm erhalten hat. Ob er noch lebt? Er muss leben ... wenn es einen Lieben Gott gibt, muss er noch leben!

An einem Nachmittag im Februar hatte die Mutter ihren Bruder in dessen Wohnung in der Nähe des Kurfürstendamms besucht. Sie tranken Tee und redeten Belangloses. Plötzlich klingelte es. Zwei Männer traten ein. Gestapo. "Herr Rosen, wir müssen

Sie verhaften." Sie waren höflich und korrekt und erlaubten dem Onkel, die nötigsten Sachen zu packen. Sie beleidigten und demütigten ihn nicht. Korrekt deutsch.

Die Hoffnung, ihn je wieder zu sehen, geben Franz und seine Eltern nicht auf. „So lange unsere Familie zusammenhält, so lange wir leben, diese Zeit überleben, kann uns niemand etwas. Wir haben einen guten Stern." Das sind die Sätze, an die sich Franz jeden Abend vor dem Einschlafen klammert.

Sogar sein Abteilungsleiter bei Siemens, der etwas aufgeschwemmte Gattmann mit dem tadellosen Nadelstreifenanzug und dem Parteibonbon am Revers, den er sich ergattert hatte, um als harmloser Mitläufer berufliche Vergünstigungen zu erschleichen, klopfte Franz vor einiger Zeit auf die Schulter, als dieser nicht zur Wehrmacht eingezogen wurde: "Franz Wundersee,", sagte er augenzwinkernd, "Jehova hat seine beschützende Hand auf Sie gelegt. Sie brauchen sich nicht in Schützengräben abballern zu lassen."

Franz ist Jahrgang 22. Den Jahrgang 21 der Halbjuden hatten sie noch eingezogen, aber dann verbuchten die Deutschen nach dem Frankreichfeldzug glorreiche Siege, dass die Wehrmacht ohne weiteres auf unreines Blut verzichten konnte. Halbjuden seien nicht wert, für die ‚Ehre des Vaterlandes‘ zu fallen.

Franz betritt das Büro. Sein sonst immer so fröhlicher Kollege Ludwig Baumeister, der zweite Halbjude in der Abteilung, stürmt ihm sofort mit verängstigtem Gesicht entgegen. Liebevoll werden Ludwig und Franz von den anderen ‚Mampe‘ genannt, abgeleitet von der Werbung ‚halb und halb‘ der Likörfirma ‚Mampe‘. Die offizielle Bezeichnung ‚Mischling‘, nehmen sie nur allzu ungern an. Sie wollen keiner Rasse angehören, sind keine Promenadenmischung. Ihre Nationalität ist deutsch. In diesen Zeiten ist Franz Wundersee zwar geneigt, sich für sie zu schämen, wären da nicht

Goethe, Heine und Rilke und Thomas Mann.

Ludwig Baumeister nimmt Franz sofort in Beschlag, seine Augen quellen aus den Höhlen und blicken Franz starr an, als hätte er gerade schriftlich sein Todesurteil bekommen. Und so scheint es fast zu sein: "Mensch, morjen soll ick mir beim Arbeitsamt zur Musterung vorstellen", schnoddert Baumeister los. Aber anders als sonst, ist heute dieses Schnoddern nicht mit belustigtem Unterton vermischt, Angst vibriert in seiner Stimme. „Musterung? Weeßte, wat det bedeutet? Kannste ma mal sagen, wo det allet enden soll?“

Franz hält alles zunächst für einen Scherz und sagt: "April, April", obwohl ihm jetzt nicht nach Aprilscherzen zumute ist, da fährt Ludwig bereits hektisch fort: "Franz, hör uff mit dem Scheiß. Det, wat wa seit Jahren befürchten, könnte jetzt eintreffen. Und wat det heißen soll, weeß ick nich. Rabotten zwischen de Fronten? Arbeiten im KZ? Verheizt werden als Granatfutter? Mensch, Franz, ick hab ein bissken Bammel, wie det nu allet werden soll, wo der Krieg doch schon bald zu Ende is. Da soll'n wa am Ende noch druff jehn, und det kurze Leben is doch so schön." Er guckt seinen Kollegen skeptisch an und fragt: "Hast du denn keen Wisch bekommen?"

Nein, Franz hat bisher keine Aufforderung bekommen und hofft auf seinen guten Stern oder auf Jehova, wie es der Gattmann ausgedrückt hatte. Er versucht, seinen Optimismus nicht zu verlieren. Doch am selben Abend, als er nach Hause kommt, kriegt sein Optimismus einen erheblichen Dämpfer: Er findet auch eine Aufforderung im Briefkasten vor. Darin steht etwas von einer Dienstverpflichtung als Hilfsarbeiter bei der Organisation Todt für den 3.4.44, 8 Uhr, OT-Lager Eichkamp, S-Bahnhof Deutschlandhalle. OT – die Organisation Todt, die für den Bau militärischer Anlagen zuständig ist. Genau an seinem Geburtstag! Hätten die sich nicht einen anderen Tag aussuchen können! Was soll's. Hätte er sich zwei Tage früher,

heute, melden müssen, wäre es ein Aprilscherz geworden, einen Tag später eine Schnapszahl: 4.4.44.. Man versichert Franz in dem Schrieb, dass es sich lediglich um eine Vormusterung handele. Er würde an diesem 3. April noch einmal nach Hause kommen dürfen. Franz hat jetzt weniger Angst. Sie würden ihn ausmustern! Ihn mit seinen dünnen Beinchen würden die doch nie nehmen! Hinter die Front in die Produktion kriegswichtiger Güter werden sie ihn stecken. In einem Stoßgebet dankt Franz Gott für seine O-Beine. Trotzdem notiert er abends zweifelnd in sein Tagebuch: "Was kommt da auf mich zu? Diesen Herren ist alles zuzutrauen. ‚Organisation Todt‘ - Tod? Ist es das, was mich erwartet?"

Am nächsten Tag verabschiedet er sich bei seinen Kollegen auf der Arbeit. Jeder im Büro drückt ihm fest die Hand und wünscht ihm alles Gute. Franz spürt, dass sie es wirklich ehrlich meinen, obwohl er doch offiziell ein Minderwertiger ist, aber die Kollegen sprechen ihre Wünsche so aufrichtig aus. Frau Stange, die Chefsekretärin gibt den Rat, unterwegs einen guten Freund zu suchen, auf den Franz sich verlassen, an den er sich anlehnen könnte. Gattmann mit seinem glitzernden Parteibonbon kommt in diesem Augenblick herein. Er hat die letzten Worte von Frau Stange mitgehört und beginnt zu pfeifen: "Ein Freund, ein guter Freund..."

Zwei Sekretärinnen fangen an zu weinen, Franz versucht, den Abschiedsschmerz durch Lachen zu überspielen, aber auch ihm treten Tränen in die Augen. Er will seine Gefühle nicht zeigen und verlässt schnell den Raum, um nicht auch noch zu heulen. Ihm fällt der Abschied tatsächlich schwer, denn er findet die Stimmung so nett, so wenig nationalsozialistisch und rassistisch; es wirbelt in seinem Inneren alles durcheinander, damit es wieder klarer und ruhiger in ihm werde, beschließt er, nach Feierabend um den Grunewaldsee zu gehen. Seine Tankstelle am Nabel

der Natur. Vielleicht würden seine Eltern ihn begleiten.

Seine Mutter hat keine Zeit, sie tut sehr geheimnisvoll, sie habe noch etwas Wichtiges vor. Franz lächelt beschämt und weiß, wie jedes Jahr am Vorabend seines Geburtstages würde sie ihm einen Kuchen backen.

Dafür kommt der Vater mit.

Seit der Ausbombung im Februar wohnen sie in einer Notunterkunft in Dahlem, von dort ist es zum See nicht weit. Der Abend ist mild, fast sommerlich. Am gegenüberliegenden Ufer glitzern die schwarzen Silhouetten der Bäume im Wasser. Dunkle, schwere Wolken hängen über dem See. Es würde Gewitter geben. Nur im Westen sind noch silberne Streifen am Himmel.

Franz will sich und seinem Vater Mut für den morgigen Tag machen, er versucht durch witzige Bemerkungen freudige Stimmung zu verbreiten, aber es will ihm nicht gelingen. So tritt er ans Ufer und betrachtet sein Spiegelbild. Ob ihm sein äußerliches Erscheinen Selbstbewusstsein für die nächsten Jahre geben wird? Nun gut, groß und stämmig ist er gebaut, mit unermüdlichem Ehrgeiz hatte er in den vergangenen Jahren auf dem Sportplatz für den Zehnkampf trainiert. Mit eiserner, spartanischer Disziplin wagte er sich immer wieder an die Grenzen seiner Kräfte. Doch an seinen schwachen Beinen scheiterte stets sein Ehrgeiz. Nie konnte er an größeren Wettkämpfen teilnehmen. Franz litt sehr unter seinem persönlichen Scheitern. Drum die immer wieder gestellte Frage: Ist er überhaupt selbstbewusst? Oder überspielt er seine Unsicherheit durch übertriebene Selbstsicherheit? Leidet er darunter, in diesem Nazideutschland ein Minderwertiger zu sein? Ist all sein Selbstbewusstsein nur geborgt?

Aber eigentlich hätte er die Stärke, diesen Krieg zu überleben. Wirklich, er brauchte sich nicht einfach nur

im Strudel der Zeit treiben zu lassen, er könnte aus eigener Kraft den Entscheidungen von oben etwas entgegensetzen. Soll er gegen sein Schicksal aufmüpfen?

Er erinnert sich daran, wie er vor drei Jahren in einem österreichischen Alpendorf Urlaub machte. Es war ein Dorf, das man nur zu Fuß erreichen konnte, das von keiner Straße mit der Außenwelt verbunden war. In diesem Ochsengarten lernte er eine Junglehrerin kennen, die in der Dorfschule, gleich neben dem Dorf, alle Altersstufen in einer Klasse unterrichtete. Die Tage, in denen Franz hinten in der Klasse sitzen und ihr sogar beim Unterrichten der anderen Alterstufen helfen durfte, prägten ihn. Die Lehrerin gab ihm ein Buch: ‚Mein kleines Völkchen‘ - eine Liebeserklärung an den Lehrerberuf - und Franz begann, einen Traum zu träumen.

Damals hatte er die abenteuerliche Idee, den Krieg und die Nazizeit dort abzuwarten, bis der ganze Spuk vorbei wäre. In diesem Nest untertauchen, als Hilfslehrer arbeiten - die Bauern hätten ihn nicht verpiffen. Doch damals entschied er, sein Schicksal, fatalistisch zu ertragen. Jetzt, einen Tag, bevor er sich melden soll, kommt wieder die Sehnsucht nach Untertauchen auf, er denkt erneut an Flucht.

"Junge, du bist ein Fantast, ein Weltfremder ", bremst der Vater, als er von diesen Überlegungen erfährt, und Franz entscheidet sich ein weiteres Mal, sein Schicksal wie eine Fügung Gottes auf sich zu nehmen.

Fügung Gottes? Für den Vater das Stichwort. Sie streiten jetzt über das Weltgefüge als Mechanismus von puren Zufällen oder als das von überirdischen Gesetzen gelenkte fatalistische Schicksal. Der Vater, überzeugter Atheist, glaubt nicht an Schicksal. Aber er stellt es seinem Sohn frei, anders zu denken als er. Eine Diskussion mit seinem Vater empfindet Franz nie als eine Belehrung, sondern als eine gleichwertige Auseinandersetzung. Mit fünfzehn Jahren hat er sich konfirmieren und vorher taufen lassen. Der Vater

schüttelte zwar fassungslos den Kopf, aber er tolerierte es.

Während des Krieges ist Franz, beeinflusst durch Pfarrer der ‚Bekennenden Kirche‘, sehr christlich geworden. Das Kernstück der Bibel ist für ihn die Bergpredigt, der Grundgedanke: Politische Gegner können gleich wertvoll sein, wenn sie beide nach humanistischen Wertvorstellungen leben. Das Einander verzeihen ist die ganz große Erkenntnis des Christentums: Die Nächstenliebe ist das einzige, was die Gegensätze der Menschen ausgleichen kann.

Zur BK, der Bekennenden Kirchengemeinde in Dahlem hat ihn ein holländischer Schulfreund mitgenommen. Franz war froh, durch dessen Vermittlung im Bibelkreis der BK aufgenommen zu werden, eine fast illegale Angelegenheit, bewegte sich die Bekennende Kirche um Pfarrer Niemöller doch schon am Rande des Untergrunds.

Franz' Vater, wie gesagt, akzeptierte seit jeher das kirchliche Engagement seines Sohnes, und der hat das Gefühl, bei seinen Eltern nicht innerlich auf Oppositionskurs gehen zu müssen; da ist es egal, ob er die Fragen des Unerfahrenen stellt, und der Vater die Antworten des Weisen gibt. Trotz ist in der Familie Wundersee kein Thema. Die Erziehung, die er bei seinen Eltern genossen hat, ist für Franz ein Ideal. Genauso wird er mit seinen Kindern auch umgehen.

Seine Eltern rauchen beide, sie hatten es sich während des Ersten Weltkrieges angewöhnt, ihren Sohn aber stets mit den vernünftigen Ratschlägen gewarnt, dass Rauchen schädlich für die Gesundheit sei. Franz hat sich nach den Prinzipien der Vernunft stets daran gehalten und nie geraucht. Und er ist stolz darauf. Es ist seine Überzeugung, die in ihm durch eigene Erfahrung gereift ist. Würde er einmal Kinder haben, er versuchte diese Einsichten an sie weiterzugeben, und sie würden – da ist sich Franz ziemlich sicher – auch nie rauchen.

Während er diese Gedanken hat, grummelt der erste

Donner, es beginnt zu regnen, schließlich schüttet es vom Himmel. Sie gehen eilig zurück. In einer Hütte stellen sie sich unter. Bevor sie es vergessen sollten, verständigten sie sich über verschiedene Codewörter in den Briefen. Franz schlägt vor: "Wenn ich schreibe: 'Das Wetter ist schön', heißt das: ‚Wir werden gut behandelt.‘"

„Junge, ich hoffe, diesen Satz wirst du in jedem deiner Briefe schreiben können“, lächelt der Vater.

„Bestimmt“, sagt Franz, doch befürchten tut er etwas anderes.

[Weiter zur Episode 2](#)

eingestellt am 7. Januar 2008





Potsdamer BürgerZeitung

Offenes Forum für Gesellschaft und Kultur



Startseite

Veranstaltungen

Politik

Gesellschaft

Potsdam

Berlin

Literarisches

Reise

Allerlei

Gästebuch

Links

Kontakt

Blei in den Flügeln

von Piet Rabek

2

Die Löwin

An einem für diese Jahreszeit ungewöhnlich warmen Aprilmorgen geht ein junger Mann zielstrebig auf die bereits vom Westwind verschlissenen Holzbaracken in Berlin-Eichkamp zu. Er hat Geburtstag heute, da ist ihm dieser unangenehme Gang äußerst lästig. Er will mit ein paar Freunden und seinen Eltern feiern, und nun soll er sich hier melden, aber er ist ziemlich sicher, dass er nur seine Personalien angeben muss, dann würde man ihn wieder nach Hause schicken. Zugesichert hatten sie es ja. Ein paar Formalitäten – sonst nichts. Vor den Hütten ist ein großer Stacheldrahtzaun in den Boden gerammt. Ein bewaffneter Posten stellt sich in den Weg. „Wohin?“

„Ich soll mich hier melden.“

„Name?“

„Wundersee, Franz.“

Der Posten schaut auf eine Liste, schließlich sagt er barsch: „Baracke F.“

Franz Wundersee betritt die Baracke F. Viele Männer zwischen etwa zwanzig und sechzig Jahren sind in einem schäbigen Raum untergebracht. Zum Teil sitzen sie auf den wenigen Stühlen, einige hocken, den Rücken an die Wand gelehnt, auf dem Boden, die meisten stehen. Plötzlich stürmen Posten in den Raum und verriegeln die Türen von innen. Sie haben die

Gewehre im Anschlag. Einer ihrer Führer in eleganter Uniform, mit zynischem Gesichtsausdruck, donnert: "Ihr kommt heute noch zum Arbeitseinsatz. Damit ihr endlich mal arbeiten lernt, ihr Drecksjuden! Keiner darf mehr diesen Ort verlassen! Verstanden?"

Ein leises, unterdrücktes Gemurmel ist zu hören. Franz bebt innerlich. Diese Schweine! Ihn so reinzulegen. Man hatte ihm bescheinigt, dass er wieder nach Hause gehen könnte. Außer seinem Tagebuch, dass er anschließend zu einer Freundin nach Garmisch schicken wollte, damit es dort den Krieg überlebe, hat er nichts dabei, keine warme Kleidung, kein Handtuch, keine Seife - nichts.

Doch dann macht Franz eine Entdeckung, die ihm trotz allem wieder Mut macht. Hinten, neben der abgesplitterten Holztür, ragt der rote Krauskopf des langen Heiner über den Köpfen einiger Gefangener; Heiner hat lässig eine Zigarette im Mundwinkel und lehnt am Pfosten. Franz kennt ihn schon lange aus dem Bibelkreis der BK; sie sind zwar nicht die dicksten Freunde, aber es tut gut, in diesem Knäuel von Menschen einen Bekannten zu treffen. Franz drängelt sich zu Heiner durch. "Weshalb bist du hier?"

"Weshalb schon. Aus denselben Gründen wie du auch", antwortet Heiner etwas kess und fügt hinzu, als hätte Franz wirklich keine Ahnung: "Mampe, halb und halb. Halbjude."

Franz überhört den pampigen Ton und sagt überrascht: "Was?! Du auch? Das habe ich nie gewusst. Das kann man dir wirklich nicht ansehen."

Im Nebenraum müssen sie sich nun zur Personalaufnahme anstellen. Anstatt sich aber in die Warteschlange einzugliedern, fläzen sich Franz und Heiner ungehorsam in eine Ecke des Raumes und tauschen Adressen und Telefonnummern aus, damit die Eltern sich verständigen können für den Fall, dass sich die Gelegenheit findet zu telefonieren.

Zu Franz' großen Freude finden sie noch einen anderen Kumpel im Gewühl: Piet, erst siebzehn Jahre alt, auch ein Freund aus der Dahlemer Gruppe der Bekennenden Kirche. Ein äußerst sympathischer Kerl, findet Franz. Piet kennt wiederum Herbert, bald sind sie eine Gruppe, von der sich Franz erträumt, dass sie auf dieser Reise auf Gedeih und Verderb zusammenhält.

Nachdem alle ihre Personalien angegeben und dafür

Stunden verschwendet haben, ertönt eine raue Stimme: "Ruhe! Ihr könnt jetzt eure Angehörigen telefonisch benachrichtigen."

Eine Telefonzelle für hundert Leute ... der glatte Hohn!

Alle Gefangenen müssen sich wieder anstellen, doch diesmal tun sie es mit mehr Lust, schließlich geht es jetzt darum, ihren Frauen, Kindern, Eltern ein letztes Lebenszeichen vor der Abfahrt zu geben. Endlich ist Franz an der Reihe. Mit der Nachbarin bekommt er keinen Anschluss, sie ist nicht zu Hause, und seine Eltern haben kein Telefon. Heiner erreicht seine Mutter, er sagt ihr, sie solle es immer wieder bei der Nachbarin von Franz versuchen. Irgendwann wird sie schon da sein und Frau Wundersee Bescheid geben.

Nach stundenlangem unnützen Warten müssen sie unter schärfster Bewachung zum Güterbahnhof Grunewald marschieren und sollen dort in bereitstehende Güterwagen gezwängt werden. Sie werden deportiert. Das wissen sie inzwischen, aber wo geht es hin? Diese Frage beschäftigt in diesen Minuten jeden. Gerüchte jagen sich jetzt wie Fledermäuse. Von wegen ‚Hilfsarbeiter‘ sind sie nun, warum dann die Bewachung, diese Geheimniskrämerei? Kommen sie am Ende in ein KZ? Sollen sie als Kanonenfutter verheizt werden? Geht der Transport nach Osten? Würden sie jemals ihre Lieben wiedersehen?

Angst! ...

Zwischendurch immer wieder die Rufe der Wachen: „Maul halten! Hier wird nicht geredet.“

Sie erreichen die Verladerrampe und werden von den Wachen in die Viehwagen geschoben. Plötzlich entsteht Tumult, auf dem Bahnsteig gibt es Gerangel; die Wachen stoßen jemanden zurück, eine Frau. Da hört Franz Rufe: "Lasst mich durch! Ich muss zu meinem Sohn, er hat heute Geburtstag!!"

Die Bewacher werden nervös, der Zug soll anrollen. Ein Posten treibt Franz' Mutter zurück, aber sie stößt ihn mit dem Ellenbogen beiseite. Mit verzweifelter Mut schreit sie: "Haben Sie mich verstanden?! Ich muss zu meinem Sohn!"

Die Männer sind verblüfft und lassen Franz' Mutter passieren. Franz beobachtet alles aus dem Güterwagen, er bahnt sich einen Weg nach vorne an die Rampe. Da steht sie vor ihm, seine Mutter, die schwarzen Haaren hinten zum Dutt geflochten. Sie

fällt ihm schluchzend um den Hals: „Adieu, mein lieber Franzl.“ Dann gibt sie ihm eine Tasche mit Dingen, die sie auf die Schnelle zusammengepackt hat: Socken, Unterhosen und einen weißen Jugendherbergsschlafsack. Zum Schluss überreicht sie ihm den traditionellen Geburtstagskuchen. Sie weint, aber zwischen ihren Tränen leuchtet ein Lachen: „Den darf ich doch nicht vergessen, mein Franzl. Du fällst mir doch sonst vom Fleische.“ Franz beschließt, den Kuchen während der Fahrt mit den anderen zu teilen.

Schluchzend wünscht die Mutter ihrem Sohn „eine Reise ins Überleben“. Dann wird sie mit Gewalt zurückgeschoben. Einige der Bewacher steigen in die Waggons und schließen die Türen von innen; Franz kann seine Mutter nur noch schemenhaft durch die Ritzen der Bretter sehen. Er hört sie rufen: "Leb wohl, mein Junge!" Dann rollt der Zug an, die Mutter verschwindet aus dem Blickfeld.

Diese Szenen gehen Franz nicht aus dem Kopf. Ständig kreisen seine Gedanken um seine Mutter: Wie eine Löwenmutter hat sie eben um ihr Junges gekämpft, diese schüchterne, ängstliche und verachtete ‚Nicht-Arierin‘. Wie hat sie sich gegen diese Naziwachen durchgesetzt! Franz empfindet Stolz.

Sie fahren nicht, wie von allen innig gehofft, nach Wannsee in Richtung Westen, sondern über Ostkreuzgen Frankfurt. Schock und Entsetzen in allen Gesichtern. Kaum einer redet mehr. Alle haben mit sich zu tun, mit ihrer Angst. Wird dies die Reise in den Tod? Vages haben sie von den Vernichtungslagern im Osten gehört. Mit seinen Eltern hörte Franz regelmäßig BBC-London und Radio Moskau in deutscher Sprache. Im BBC sprach öfters Thomas Mann, Sendungen, die sie besonders schätzten. Heimlich, unter einer Decke, lauschten sie den verbotenen Sendern, damit es nicht in die Nachbarwohnungen hinüber drang. 1942 kam die Nachricht im BBC, dass im Osten Zehntausende Menschen in Lagern umgebracht würden.

Was haben die Hunde mit ihnen vor? Diese Frage stellen sich im Güterwagen alle. Ist es vorbei mit der sogenannten Protektion, die sie als Halbjuden genießen? Werden auch sie jetzt wie Ungeziefer vernichtet? Fragen über Fragen. Irgendwann kommt der Zug zum Stehen. Alle bangen, dass er weiter in Richtung Osten rollt. Nur Heiner versucht, die Stimmung aufzulockern. Er guckt durch eine Spalte

des Güterwagens. "Hoppegarten, die Pferderennbahn", witzelt er. "Jetzt sollen wir mit den Pferden um die Wette rennen. Als so eine Art moderne Gladiatoren."

Endlich trifft das von allen Erhoffte ein: Sie fahren zurück nach Westen, über den Bahnhof Wannsee hinaus und kommen erst wieder in Potsdam zum Stehen. Allgemeines Aufatmen. Die Fahrt erscheint ziellos. Immer wieder warten sie auf Abstellgleisen, und immer wieder rollt der Zug zurück nach Osten, um nach ewigen Wartezeiten wieder gen Westen zu fahren. Die Deportierten atmen auf, bis zur nächsten Umkehr. Als sie schließlich auf dem Güterbahnhof von Hannover lange warten müssen, wissen sie, dass ihr Ziel irgendwo im Westen liegt.

Sie sind mit fünfunddreißig Personen in einen Viehwagen gepfercht, nachts ist es bitter kalt, es stinkt aus den Kotkübeln; auch ist die Verpflegung spärlich, aber sie fahren nach Westen, dort soll es keine Vernichtungslager geben. Das heißt: Alle Chancen stehen 50:50 fürs Überleben. Auf den vielen Stopps gibt es mal lauwarme Rübensuppe mal Karottenbrühe, dazu ein Stück Trockenbrot; am Sonntag ist sogar ein wenig Speck in der wässrigen Suppe.

Den Jüngeren macht dieses spartanische Leben nichts aus, aber die Älteren, die Sechzigjährigen. Herrje! Einer leidet an Arthrose, der andere hat es im Kreuz, einem anderen wiederum pfeifen die Lungen.

Im Waggon ist ein Ofen, aber das Brennholz ist schnell aufgebraucht. Bei jedem Halt organisiert Franz' Gruppe zur Freude der Älteren, trotz der Wachen etwas Neues: Stroh, Bänke, Heizmaterial und leere Flaschen zum Hineinpinkeln. Bei längeren Aufenthalten versuchen sie, Postkarten ohne Briefmarken aus dem Waggon herauszuschmuggeln und an ihre Eltern zu schicken. Oft mit Erfolg. Franz schreibt: "Die Frühlingssonne scheint durch die Ritzen des Wagens." Seine Eltern werden den Code verstehen: „Es geht uns nicht schlecht.“

Aber wirklich, das Leben im Viehwagen ist zu ertragen. Insgesamt sind sie zusammen ungefähr 140 Personen in allen Waggons. Der Jüngste ist siebzehn, der älteste über sechzig Jahre alt. Sie kommen aus allen Schichten und Berufen. Sie sind Arbeiter und Ärzte, Handwerker und Lehrlinge. Und ihre Gemeinsamkeit, definiert nach der Ideologie der Machthaber in Deutschland: Sie haben alle jüdisches

Blut in ihren Adern.

Herbert, Heiner und Piet dösen oder schlafen. Piet liegt, weil er der Jüngste ist, in Franz Schlafsack eingehüllt. Franz wacht über seinen Schlaf. Piets Gesichtsausdruck ist friedlich. Vielleicht träumt er von etwas Schönerem. Er ist doch noch ein halbes Kind.

Franz versucht, nach draußen zu gucken. Weiter hinten glaubt er, die Porta Westfalica zu erkennen. Dann wird es ihm langweilig, die Landschaft interessiert ihn nicht mehr. Mit einem der Bewacher, einem Holländer in deutscher Uniform, versucht er, ins Gespräch zu kommen. Der Holländer liest Nietzsche, ‚Zarathustra‘. Franz würde gerne mit ihm darüber reden. Er hat ihn auch gelesen. Der Bewacher reagiert mit einer abwehrenden Handbewegung und liest unbeirrt weiter. Er sitzt auf einem Kieshaufen, das Gewehr über der Schulter. Gehört er zu der Art dieser fehlgeleiteten Idealisten, die vom ‚Übermenschen‘ in einer neuen Zeit träumen?, fragt sich Franz, während er den Holländer genau beim Lesen beobachtet. Für Franz ist er ein ‚intellektuelles‘ Opfer und wurde der von Nietzsche nie gewollten Verblendung der Faschisten ausgesetzt. Fast hat Franz Verständnis für ihn. Aber ob dieser Holländer auch dieses Verständnis für sie aufbringt, für die Deportierten, für ihre politische Situation in diesem Nazi-Deutschland?

Franz macht sich schon längst weniger düstere Gedanken über die Zukunft. Die Gruppe der Freunde füllt ihn so intensiv aus, dass die bedrohliche Realität um ihn herum verblasst. Trotz seiner ungewissen Zukunft fühlt er sich wohl. Paradox? Aber es ist so! Seine neuen Freunde lassen ihn alles ringsherum vergessen. Alle bilden sie eine verschworene Gemeinschaft, hocken zusammen, singen, erzählen aus ihrem Leben, betrachten alles irgendwie wie ein aufregendes Abenteuer, obwohl ihnen der Ernst der Lage sehr bewusst ist.

Franz knurrt der Magen. Endlich rüttelt er die anderen wach: „Aufwachen, ihr Schlafmützen, jetzt schlagen wir uns die Wampe voll!“

Mit einem Taschenmesser schneidet er seinen Geburtstagskuchen in viele Teile, auch den anderen Männern im Waggon gibt er etwas ab. Sogar der holländischen Wache bietet er ein Stück an. „Die Speisung der Zehntausend“, witzelt Piet. Jeder bekommt nur eine Handvoll Krümel ab, aber es ist

dieses "Wir"-Erlebnis, das Franz so satt werden lässt, als hätte er den Kuchen allein gegessen. Nie im Leben hatte er bisher solche Empfindungen.

[Weiter zur Episode 3](#)

eingestellt am 18. Januar 2008





Potsdamer BürgerZeitung

Offenes Forum für Gesellschaft und Kultur



Startseite

Veranstaltungen

Politik

Gesellschaft

Potsdam

Berlin

Literarisches

Reise

Allerlei

Gästebuch

Links

Kontakt

Blei in den Flügeln

von Piet Rabek

3

Bis zum Ende des Schienenstrangs

Die Räder rattern gleichmäßig über die Schienen. Es geht nach Westen, in mehreren Viehwagen sind Berliner Halbjuden gepfercht, mit unbekanntem Ziel. Unter den Deportierten befinden sich einige junge Männer, die während der bereits fünftägigen Fahrt von Berlin auf Anhieb Freundschaft miteinander geschlossen haben. Da ist der muskulöse, schwarzhaarige Franz, gerade zweiundzwanzig Jahre alt geworden, dann der siebzehnjährige, schwächliche Piet; Herbert hat immer ein lustiges Gesicht, trotz seiner fünfundzwanzig Jahre schimmert bereits eine Glatze durch sein lichtetes Haar; Heiner ist das genaue Gegenteil von Herbert: Er hat einen roten Lockenkopf und einen dichten Kräuselbart, seine Gesichtszüge sind trotz seines Humors oft ernst. Herbert hat seine Mundharmonika aus der Tasche geholt und spielt, als gäbe er ein Konzert auf einer festlichen Bühne; Franz liest dabei in einem Gedichtband von Goethe, das er am Tag der Deportation zufällig bei sich hatte, da fragt Herbert unvermittelt: "Kennta dit?", und er spielt einen auch in Deutschland bekannten französischen ‚valse musette‘. Heiner summt leise mit und wippt im Takt; Piet lehnt mit dem Kopf an Franz' Schulter. Mit verschlafener Stimme fragt er: "Was liest du da?"

"Goethe", sagt Franz. "Willst du was hören?", und ohne eine Antwort abzuwarten, liest er: "'Des Menschen Seele gleicht dem Wasser: Vom Himmel kommt es, zum Himmel steigt es ...' Was hältst du

davon?"

"Was ich davon halte?" Piet denkt nach. „Vielleicht, dass wir alle im Strom des Kosmos schwimmen?"

"Du meinst, wir treiben im Strudel der Zeit? Aber die Frage ist doch: Lassen wir uns alle in diesem Strudel treiben, oder haben wir auch die eigene Willensfreiheit bekommen, einige Schwimmbewegungen hinzuzutun?", wirft Franz ein.

"Ich denke, wir haben diesen Spielraum", sagt Piet voller Überzeugung.

„Also ist nicht alles Schicksal, göttliche Fügung. Der Mensch kann sich in Gottes Plan einmischen ..."

„... und jedes Umschwimmen eines Hindernisses kräftigt unser Selbstbewusstsein. Ganz gleich, ob es der eigenen Geschicklichkeit zu verdanken ist, dem Zufall oder gar einer Hilfe von oben."

"Das würde ja bedeuten", meint Franz, "wenn wir dieses Hindernis, das uns jetzt im Weg steht, beseitigen, müssten wir später vor Selbstbewusstsein nur so strotzen."

Piet beendet diese Diskussion mit einem kritischen Gedanken: „Es mag gut für uns sein, vor Selbstbewusstsein zu strotzen, aber meinst du nicht, dass unsere Kinder später einmal darunter leiden könnten, wenn sie einen zu starken Vater haben?"

Herbert hat inzwischen aufgehört zu spielen, da sieht Piet ein Heft neben Franz liegen. "Was ist das? Ein Romanmanuskript?"

Franz lacht: "Nein, mein Tagebuch."

„Schreibst du schon immer Tagebuch?“, bohrt Piet weiter.

„Nein. Eigentlich war meine Sparsamkeit der Grund, weshalb ich damit begonnen habe." Und Franz erzählt von seiner Lehre bei Siemens, wo er sich dieses Wachstumheft kaufen musste, um jeden Tag Rechenschaft darüber abzulegen, was er getan hatte. Sein Chef hatte von ihm verlangt, dass er täglich über die wichtigsten Aufgaben berichtete: Marken von der Post holen und Briefe einwerfen und all die Dinge, die für einen Lehrling anfielen. "Das war der Tagesablauf eines abgebrochenen Gymnasiasten", meint er höhnisch "Weil ich nun einmal nicht in den Zuchtplan der Nazis passte, musste ich das Gymnasium verlassen. Wenigstens verdiente ich jetzt Geld und

konnte meinen arbeitslosen Vater ein wenig unterstützen."

Nach kurzer Zeit hatte der Chef seinen Vorsatz, Franz zu kontrollieren, vergessen, und der brauchte die Seiten nicht mehr mit dem unsinnigen Zeug zu füllen, brachte es aber auch nicht übers Herz, die vielen Blätter in dem schönen Wachstumheft leer zu lassen, und so beschloss er, das Heft mit Tageseindrücken und Gedanken zu füllen.

Inzwischen ist es um die beiden still geworden, die anderen lauschen Franz' Erzählungen, und der erzählt jetzt von seinen Arbeitskollegen bei Siemens. "Die meisten Menschen dort waren von der Art: ‚Jib mich det Buch, aba dalli dalli!‘ oder ‚Halt's Maul Mensch, stör mir nich!‘"

Er erzählt von Paulchen. Paulchen konnte sehr gut kopfrechnen, er war früher Artist und wurde von der Gicht geplagt. Er war uralt, hatte eine Glatze und einen Buckel. Beim Gehen stützte er sich mit der einen Hand auf einen Stock, mit der anderen zog er sich an der Wand lang. Ohne Schwierigkeiten verständigte er sich mit seinem Freund am anderen Ende des fünfzehn Meter langen Raumes, wenn sie sich gegenseitig Wichtiges und Unwichtiges zublökten.

Franz Arbeitsplatz war gegenüber dem von Frau Lorenz, einer echten Berlinerin mit Mundwerk und Dialekt, rund wie ein Fass. Einmal hatte ein Arbeiter im blauen Monteuranzug sich seine eigene Abzugstabelle mitgebracht und reklamierte bei ihr seine Lohnabrechnung etwas lautstark. Frau Lorenz erklärte alles - eine Tonlage lauter als der Arbeiter - mit noch schnellerer Zunge, undeutlich, nervös. Als dieser Riesenkerl mit aufgekrempeelten Ärmeln vor der kleinen, dicken Sitzenden stand und nichts verstand, mahnte sie ihn zur Ruhe. Die anderen Lohnabrechner hatten ihre Arbeit beiseite gelegt und hörten zu - taten allerdings, als ob sie nachdachten - und verfolgten freudig das Schallduell. Nach diesem Streit bekam Frau Lorenz Gewissensbisse. Aber nur kurz. Dann rechtfertigte sie sich: "Der fing zuerst an zu brüllen!" Zum Schluss sagte sie in sich hinein kichernd: "Hab ich's ihm gegeben!"

"Und? Gab's da auch fiese Kerle? Richtige Brechmittel?", fragt Heiner.

Ohne nachzudenken erzählt Franz von Förster, der mit dem eckigen Kopf und den abstehenden Ohren. Er

war in der Tat ein Brechmittel. Zyniker durch und durch. Seine Lieblingsbeschäftigung war es, jemanden mit verstellter Stimme anzurufen, den Unglücklichen anzuführen und ihm schlaflose Nächte zu bereiten, zum Beispiel, wenn er in der Zeitung zufällig entdeckte, dass jemand ein Zimmer anonciert hatte, dann rief er nachts an und meldete sich für Sonntagmorgen um halb acht zur Zimmerbesichtigung an. Oder er wusste, dass jemand, ohne krank zu sein, krankgeschrieben war. Den versuchte er zu erpressen. Einmal bestellte er Franz telephonisch zum Direktor und freute sich teuflisch, als er sehr aufgeregt hinging. „So etwas Altmodisches wie ein Gewissen hatte Förster nicht“, sagt Franz. „Der wusste Bescheid, dem machte keiner so leicht etwas vor. Still und selbstzufrieden lächelte er nach jedem Streich stets vor sich hin.“

Alle sind bei den Erzählungen neugierig geworden und wollen, dass Franz etwas aus dem Tagebuch vorliest. Franz wird verlegen. Vorlesen aus dem Tagebuch? Das ist doch eigentlich etwas sehr Intimes. Franz überlegt. Er könnte über sein Verhältnis zu den Mädchen lesen, aber das ginge zu nahe. Weiß er denn, wie die anderen über sein Steckenpferd ‚Sublimieren und Sexualität‘ denken? Er entscheidet sich für etwas anderes:

„Am 21.2.1944, also keine zwei Monate her“, beginnt er, „Um 20 Uhr 30 ging der Krach los, wir wurden unruhig im Keller. Es fielen Sprengbomben, sie zerstörten das Viertel zwischen Wilmersdorfer und Leibniz-, Pestalozzi- und Kantstraße. ‚Im Hof brennt es!‘, brüllt mein Vater, er will sofort raus aus dem Luftschutzkeller. Mutti hält ihn zurück. ‚Bleib hier!‘, schreit sie. Schon wieder das Pfeifen der Bomben, wir bleiben unten. Das war Vatis Rettung, denn direkt vor dem Vorderhaus hat eine Sprengbombe getroffen. Alles bebt. Wegen des Staubes halten wir ein Taschentuch vor das Gesicht. Das Licht flackert. Als es ruhiger wird, stürzen wir in den Hof. Im Vorderhaus brennt es im 3. und 4. Stockwerk. Wir nehmen Gasmasken, Handspritze, Wasser, Sand und löschen mehrere Brandstellen. Wir geben uns die größte Mühe, aber als wir nach Stunden völlig erschöpft sind, merken wir, dass wir das Feuer nicht mehr löschen können. Die Feuerwehren fahren draußen vorbei. Öffentliche Gebäude sind wichtiger.“

Franz liest, aber innerlich ist er weit weg, seine Gedanken fliehen. Die Erinnerungen sind in ihm wach geworden, er lebt wie in einem Alptraum, es ist wie

Gestern. Es ist, als spräche das Tagebuch. Sie entschlossen sich, das Vorderhaus aufzugeben. Aber den Rest des Hauses wollten sie wenigstens retten. Sie bemühten sich, den Aufgang hinter der Brandmauer zum Seitenflügel brandfrei zu halten! Franz verteilte die Arbeiten an die Bewohner. Rauf, runter, rauf ... Dach abhauen, Feuerbrücken vermeiden. Keine Angst, feuerte er die Nachbarn an, sie würden die zwei Seitenflügel und das Hinterhaus halten! Während Franz den zweiten Stock sicherte - Gardinen runter, Bücherregale von der Wand weg - kam mit einem Male beißender, dicker Qualm aus der ‚Dynamica‘ im ersten Stock. Diese verdamnte Firma, die mit hochbrennbarem Material vollgestopft war. Vermutlich Funkenflug! Franz wollte rein, obwohl es drinnen rauchte. Trotz Gasmasken kam er keine zwei Schritte voran. Halb ohnmächtig zog er sich das Treppengeländer runter. Wenigstens den Kellergang mit Sandsäcken verbarrikadieren! Auch zu spät. Gegen den beißenden Qualm kam er nicht an!

Er hatte kaum noch Kraft, aber wie lange vorher geplant für solch einen Fall, schmiss er Pakete aus dem dritten Stock in den Garten des Hinterhauses. An Seilen ließ er mit seinem Vater Tisch, vier Stühle, Matratzen und Fahrräder auf die Erde. In Waschkörben wollten sie die wichtigsten Sachen hinuntertragen. Als sie einen Korb mit Büchern füllen wollten, das Tagebuch war schon unten, ging das Licht aus. Der Treppenaufgang war im Nu von abgestellten Sachen verstopft. Hustend bahnten sie sich einen Weg durch die herumliegenden Möbel, sie drohten zu ersticken. Mit Mühe schafften sie es, in den Hof zu gelangen. Todmüde hockten sie draußen dicht neben dem brennenden Haus auf den geretteten Kommoden, Sesseln und Stühlen, hinter sich die Brandmauer des Nachbarhauses. Obwohl sie sich feuchte Tücher vor die Augen hielten, waren sie vom Rauch fast blind. Allmählich wurde es hell.

Um sich zu erholen, nahm Franz sich kurz den Stahlhelm ab. Es zischte, er bekam einen heftigen Schlag auf den Kopf, ihm wurde weich in den Knien. Er wollte schreien, aber seine Stimme erstickte in der Panik. Schnell merkte er, dass ihm ein brennendes Stück Holz auf den Schädel gefallen war. Es blutete stark ...

Als Franz zu Ende gelesen hat, herrscht bedrücktes Schweigen, das Herbert überbrückt, indem er wieder

zur Mundharmonika greift. Mit dem rechten Fuß tritt er den Takt; Franz hält seine Augen geschlossen, er lauscht halb der Musik, halb hört er in seine Erinnerungen hinein. Der Zug hält schon seit drei Stunden auf dem Duisburger Güterbahnhof. Heiner hat gerade den Scheißkübel hinter dem Bahnwärterhäuschen entleert.

Endlich rollt der Zug wieder an. Die Fahrt erscheint endlos. Sie wissen immer noch nicht, wo es hingehen soll. Franz versucht wieder, zwischen den Ritzen des Waggons nach draußen zu schauen. Langsam rollen sie über eine Eisenbrücke. Blechern scheppert es auf den Schienen. Unter ihnen fließt ein Fluss. Es wird der Rhein sein. Wird die Reise in Frankreich enden? Oder in Belgien? Vielleicht geht's auch nach Holland ... Weiter hinten treibt ein Ruderboot, ein Mann sitzt in ihm und rudert gegen die Strömung an. Dabei bäumt sich sein Körper bei jedem Ruderschlag auf.

Franz muss mit ein bisschen Wehmut daran denken, wie er bei Sturm allein über den Werbellinsee rudern durfte. Sein Vater wollte dem Sohn Verantwortungsgefühl geben, und erlaubte diese waghalsige Überfahrt. Franz sollte am gegenüberliegenden Ufer bei einem alten Bauern Milch holen. Die stürmischen Böen trieben ihn nach Westen ab. Die Eltern beobachteten ihren Sohn durch ein Fernglas. Franz war knappe zehn Jahre

Die Rheinbrücke ist längst vorbei, das Ruderboot mit dem Mann fast vergessen. Aber der Ruderer, wie er sich so angestrengt gegen die Strömung des Flusses auflehnte, erweckte eine Assoziation in Franz; jetzt hat er seine innere Ruhe wieder gefunden, er ist in Gedanken mit seinen Eltern beim Wildzelten an den Ufern des Werbellinsees, wo sie in den dreißiger Jahren von Berlin in jedem Sommer mit dem Rad hingefahren waren.

Seine Erinnerungen, die kann ihm niemand nehmen, sie sind sein innerer Reichtum. Was auch immer mit ihm geschehen wird, er wird sich sagen können, er hat ein schönes Leben gehabt, hat es bewusst gelebt.

Sie rollen in Richtung Aachen, auf die Grenze zu. Sie fahren immer noch, ohne ihr Ziel erreicht zu haben. Aber Belgien, Frankreich, Niederlande, das spielt keine Rolle. Alles ist von den deutschen Truppen besetzt.

Die Fahrt will kein Ende nehmen. Nach Tagen

erreichen sie Frankreich. In Lille wartet der Zug stundenlang auf einem riesigen Verladebahnhof zwischen Güterzügen. Endlich französisches Getuschel, französische Laute: "Mais dis-donc ... merde alors ...zut!" Nicht mehr nur die harten, schmetternden und demütigenden Befehlstöne der deutschen Bewacher.

Alle warten, was passiert, aber nichts passiert. Noch nie ist ihnen die Zeit als so etwas Endloses vorgekommen. Bei Dunkelwerden geht es endlich weiter, der Zug ruckt an. Doch schon in der Nacht pfeift plötzlich die Lokomotive, die Bremsen quietschen, der Zug kommt wieder zum Stehen ... Herbert flucht verschlafen: "Was'n dis für ein Affenstall?!" Die Türen werden aufgeschoben. Gebell von Schäferhunden ohne Maulkorb, barsche Kommandorufe von bewaffneten Deutschen: "Schnell, schnell! Aussteigen, ihr Judenschweine!" Im schwachen Licht der verdunkelten Bahnhofslampen müssen sie sich in Marschkolonnen formieren.

Ist dies das Ziel ihrer Irrfahrt?

Die Brutalität der neuen Bewacher entspricht den schlimmsten Befürchtungen. Von wegen lediglich ‚Hilfsarbeiter‘! Wie ‚Politische‘ werden sie behandelt! Einer der Älteren wagt es, zu protestieren und spricht von Menschenwürde. Er wird brutal geschlagen. Blutend bricht er zusammen und wird von einer Wache weggeschleift. Durch die stillen Straßen der trostlosen Industriestadt werden die Verschleppten getrieben. Dabei werden sie angeschnauzt, beschimpft und gedemütigt, sogar geschlagen. Die Tür einer riesigen, ehemaligen Fabrik öffnet sich vor ihnen. Wie eine Viehherde werden sie mit Knüppelschlägen in eine Art KZ getrieben. In einem großen Raum füttert man sie an langen dreckigen Tischen ab, aus verbeulten Blechschüsseln bekommen sie wässrige Suppe. Anschließend werden sie in einen großen Schlafsaal geführt, die Tür wird abgeschlossen. Auf eisernen Betten liegen unsaubere Decken. "Kiekt mal, Kakerlaken!!!", ruft Herbert entsetzt. Beklommen schauen sie sich an. "Das fängt ja schön an!", ist Franz' einziger Kommentar.

Am nächsten Morgen müssen sie zur Zählung antreten. Dürre, ausgehungerte Russen schleppen sich in Lumpen auf den Appellplatz. Sie werden von ihren Bewachern mit Stockschlägen und Peitschenhieben getrieben, kaum können sie sich auf den Beinen halten.

Es ist Ostersonntag. „Am Tag von Christi Auferstehung wird uns zynischerweise etwas geboten“, flüstert Franz Piet ins Ohr, als sie zu Tisch sitzen. Schon allein das Essen ist ein wenig besser, aber der Höhepunkt ist ein ganz anderer: Sie dürfen stark bewacht in so eine Art Kinosaal ‚Wiener Blut‘ sehen. Ein Ekel erfasst Franz. Welch Gegensätze! Diese operettenhafte Liebesschnulze, und er von dieser bitteren Realität umgeben. Er erwartet mit Schrecken die kommenden Tage, weiß nicht einmal, ob er die nächsten Tage überleben wird und muss sich nun die lächerlichen Illusionen aus der Traumfabrik ansehen! Durch den Film erscheint ihm die Gegenwart noch furchtbarer.

Am späten Nachmittag werden sie in Busse verladen. Sie fahren durch eine schöne, flache Landschaft. Wiesen und Hecken. Natur, nur schöne Natur.

Franz ist neugierig, was ihn erwarten wird. Aber was immer es sein wird, er wird Halt in dieser Gruppe suchen, wird versuchen, die nötige Gelassenheit und den Mut für die kommenden Monate oder gar Jahre zu finden, er will mit allen Problemen fertig werden. Kopf hoch, freue dich, halleluja! Abwarten, aber auch Ärmel hochkrepeln ... das ist seine Devise.

[Weiter zur Episode 4](#)

eingestellt am 1. Februar 2008





Potsdamer BürgerZeitung

Offenes Forum für Gesellschaft und Kultur



Startseite

Veranstaltungen

Politik

Gesellschaft

Potsdam

Berlin

Literarisches

Reise

Allerlei

Gästebuch

Links

Kontakt

Blei in den Flügeln

von Piet Rabek

4

Das Wetter ist schön

Eine hohe Domkuppel über einer nordfranzösischen Stadt am Meer, ein Schild: Boulogne-sur-mer 7 km. Das Wetter ist schön, strahlendblauer Himmel, das ideale Ferienwetter. Franz Wundersee rollt in seinem VW-Käfer mit seiner Frau und seinem Sohn in das Städtchen an der Ärmelkanalküste; er parkt den Wagen vor einer Patisserie und besichtigt mit seiner Familie alle Orte, an die er sich noch erinnert. Sie laufen durch schmale, hügelige Gassen; hinter einer hohen Mauer erhebt sich ein grauer gewaltiger Gebäudekomplex im neugotischen Stil mit gewölbten Gängen: Ein ehemaliges katholisches Kloster, le Couvent des Carmelites, im Zweiten Weltkrieg zum Hauptlager der Organisation Todt umfunktioniert. „Hier waren wir vor zwanzig Jahren untergebracht“, erklärt er seiner Frau.

Sein Sohn, keine sieben Jahre, sieht die gewölbten Gänge und die Marmorstatuen im Innengarten des Gebäudes und fragt: „Vati, hier hast du mal gewohnt? Warst du denn Mönch?“

Der Vater lacht und will seinem Sohn alles erklären,

doch die Mutter bremst: „Franz, wie soll der Junge das denn verstehen? In seinem Alter?“

Sie fahren an die Küste, durch sandige, mit Gras bewachsene Dünen. Bald hat er sie entdeckt, die Bunker, die er als deportierter Strafgefangener für die Deutschen gegen den vermeintlichen Angriff der Alliierten an der Kanalküste bauen musste. Sie stehen immer noch als Betonklötze wie ein Mahnmal gegen den Krieg. In einem Bunker wohnt ein altes Bettlerehepaar, eingehüllt in löchrige Decken, ein Schäferhund knabbert an einem Knochen.

Der kleine Alexander versteht allmählich, was mit seinem Vater geschehen war, ohne es mit dem Verstand zu begreifen. Sein Vater wurde aus Deutschland hierher gebracht und musste diese Bunker bauen. Das war im Krieg. Vom Krieg hat er schon gehört.

Die Wundersees suchen einen Campingplatz am Meer. Es wird eine schöne Zeit. Während die Eltern lesen, guckt Alex den Großen an der Rezeption beim Tischfußball zu. Am dritten Tag spricht er einen französischen Jungen an, älter als er. Der Franzose ist so begeistert über diesen deutschen ‚gamin‘, dass er ihn spontan zu seinen Eltern und seinen sieben Geschwistern mitnimmt. Alex versteht nicht, was die Franzosen ihm sagen, er lacht nur und sagt: „Nix compris“, aber „Papa, Mama“ versteht er doch, und so rennt er zu seinen Eltern und erzählt freudestrahlend von seiner ‚Entdeckung‘. Er zerrt seinen Vater und seine Mutter, beide an je einer Hand, zum Hauszelt der Franzosen. Die Franzosen schenken den Wundersees Ricardschnaps ein, für die Kinder Wasser mit Pfefferminzsirup und laden sie spontan zum Miesmuschelessen ein, dafür heißen sie ab jetzt ‚Papa et Maman Moules‘. Während die Kinder, ohne Worte, im Zuckersand spielen, unterhalten sich die Erwachsenen, Franz übersetzt.

Der Franzose sagt, er habe sich eigentlich

geschworen, nie wieder mit Deutschen zu reden. Sein Bruder wurde als Geisel im Krieg erschossen, seitdem hasse er, Papa Moule, alle Deutschen.

„Und wie kommt es, dass du jetzt ...?“

„Ich weiß auch nicht“, sagt er. „Vielleicht ist euer Bengel daran Schuld. Du weißt ja ... Kinder tragen die Wahrheit in sich.“

Franz übersetzt, seine Frau sagt zu Franz: „Sag ihm, dass es auch Deutsche gab, die keine Täter waren. Erzähl von dir!“

Franz sagt ohne Stolz und Pathos, dass er Opfer des Nationalsozialismus war. Abends im Zelt halten ihn Gedanken wach – die Erinnerungen lassen ihn nicht los.

Sie fahren durch ein bewachtes Tor. Sofort müssen sie im großen Hof des ehemaligen Klosters antreten und eine zackige Rede voller Drohungen von einem forschen, schielenden sehr kleinen OT-Führer über sich ergehen lassen. "Und wer eine Fliege macht, weiß, was ihm blüht!", schmettert er in seinem militärischen Ton runter. Dann werden Franz und seine Leidensgefährten in ihre Zimmer gejagt. Am Treppeneingang stehen Bewaffnete. Stacheldraht mit einem winzigen Durchgang durch eine kleine Drahttür ist im Flur gespannt. Darüber hängt ein Schild: Platz für 140 Juden.

Wer austreten muss, hat sich bei der Wache zu melden. Sie sind auf engstem Raum zusammengepfercht. Franz schläft mit den drei Freunden, die er während der siebentägigen Fahrt im Viehwagen von Berlin nach Frankreich kennen gelernt hat, in einem Zimmer. Schon während der ersten Nacht gehen sie ihrer neuen Hauptfreizeitbeschäftigung nach: Flöhe suchen. Auch wimmelt es in ihren Haaren und Decken von Läusen. Das ewige Jucken lässt sie fast hysterisch werden.

Plötzlich ertönen die Sirenen zum Fliegeralarm. "Scheiße", flucht Franz. "Wenn jetzt so ein Ding auf unser Kloster plumpst, sind wir geliefert."

Am nächsten Morgen werden sie um fünf Uhr geweckt und sollen sich zum Frühappell in Fünferreihen formieren, sie werden zur Arbeit eingeteilt. Franz ist mit Heiner und Piet in einer Gruppe. Nach einem mageren Frühstück - es gibt hartes Baguettebrot vom Vortag und bräunliches Wasser, das die Illusion von Kaffee vortäuschen soll - marschieren sie in Dreierreihen durch die fremde Stadt zum Kiesbahnhof. Ihre Arbeit am Atlantikwall soll heute beginnen.

Zähnezusammenbeißend starren sie während des langen Fußmarsches auf die Straße; sie haben nicht den richtigen Blick für diesen idyllischen französischen Badeort mit dem Fischereihafen, in dem früher um fünf Uhr morgens die Fischer in den Ärmelkanal stachen, um auf Fischfang zu gehen. Warum muss der Hafen jetzt nur vermint sein? Warum stechen jetzt keine Fischerboote mehr in See? Auf einem heimlich anheuern und nach England entweichen – ein Traum!

Hinter ihnen, auf einer Anhöhe, zieht sich eine Burgmauer entlang, hinter der eine malerische Kathedrale emporragt. Wie schön wäre es, sie würden das alles unter anderen Umständen kennen lernen. Aber sie haben andere Probleme als von einer besseren Zukunft zu träumen: Sie müssen den Kies für die Betonbunker aus den Güterwagen schaufeln.

Es ist kalt, und sie haben keine Arbeitskleidung. Sie tragen noch die Sachen, die sie am Abfahrtstag in Berlin zufällig angehabt hatten! Dieser Apriltag war sommerlich warm gewesen.

Am ersten Tag arbeitet Franz mit Heiner zusammen. Als er noch die Kraft hat, jeden Tag Notizen in sein Tagebuch zu machen, schreibt er: „Ein unvergesslicher Anblick! Heiner steht oben auf einem Sandberg neben dem entleerten Eisenbahnwaggon, er beugt sich mit nacktem Oberkörper zu mir herüber,

und hält mit einer Hand die schwarze Hose weit geöffnet, während er mit der anderen seine Unterhose fast genüsslich nach Flöhen durchsucht. Dabei grinst er mich frech an: „Was weg muss, muss weg!“[^]

Im Laufe der Wochen werden sie zu den verschiedensten Arbeiten eingesetzt. Meistens müssen sie auf einem Berg im Osten von Boulogne beim Bunkerbau helfen. Sie sollen Kies aus Waggons entladen, Lastwagen beladen, Zementsäcke schleppen und vor dem Betonmischer stapeln und schwere Eisenträger oder Balken wuchten. Auch an den Wochenenden gibt es keine Ruhe. Samstags, sonntags ... egal! Jeden Tag müssen sie schuften. Außer am 1. Mai, am ‚Tag der Arbeit‘ und am Pfingstsonntag wird täglich gearbeitet, an diesen Tagen müssen sie lediglich Kartoffeln schälen und den Hof fegen.

Ständig werden sie zur Arbeit angetrieben – "Los, dalli dalli, ihr Judenhunde!!!" - Pausen haben sie fast keine. "Los, weiter! Nicht schlapp machen, Faulpelze!" Trotz der Kälte schwitzt Franz; unter der zentnerschweren Last der Zementsäcke bricht er beinahe zusammen.

Seine Hauptsorgen gelten aber den Befehlen aus Berlin, von denen er und die anderen nichts wissen, die sie nur dann zu spüren bekommen, wenn sie in Boulogne eingetroffen sind. Was erwartet sie noch? Die tägliche Frage ... die täglichen Diskussionsthemen. Was würde den Faschisten noch alles einfallen? Würde die Tür doch am Ende hinter den Halbjuden ins Schloss fallen, und sie kehrten nie mehr heim? Während dieser ganzen Monate in Boulogne vergisst Franz Wundersee nie das Damoklesschwert über sich.

Aber nicht nur die Sorgen um die Zukunft belasten ihn und seine Freunde, schlimm ist auch die physische Mattheit, ihre ständige Müdigkeit, die sie den ganzen Tag befällt. Für die meisten von ihnen ist körperliche Arbeit etwas Neues. Pausenlos werden sie angetrieben, schnell und gut zu arbeiten. Um fünf Uhr

oder noch früher aufstehen und dann täglich zehn bis vierzehn Stunden arbeiten, dazu morgens und abends der lange Fußmarsch. Wenn sie todmüde mit wunden Füßen nach Hause kommen, müssen sie noch irgendwelche sinnlosen Arbeiten erledigen, die Bewacher lieben es, die Gefangenen zu schikanieren. Abends gibt es meistens Fliegeralarm, und sie haben oft weniger als fünf Stunden Ruhe. Der Körper hungert nach Schlaf. Manchmal ist Franz nicht mehr fähig, sich für die Nacht noch auszuziehen. Todmüde fällt er mit Anziehsachen ins Bett und stürzt gleich in einen traumlosen Schlaf.

Morgens quälen sie sich nach wiederholter Aufforderung aus dem verlausten Bett, während der Arbeit sind sie ständig müde und leben wie im Trance. Jede freie unbeobachtete Minute schläft Franz. Liegend beim Nageleinschlagen, stehend auf den Spaten gestützt oder sitzend während der Mittagspause. Überall dort, wo ihn keiner kontrolliert, auf dem Kies im Eisenbahnwagen, sogar im Stollen, wenn er für einige Tage auch in einer Grube arbeitet. Not macht erfinderisch: Später, als die Behandlung gelockert wird, schläft er sogar in übriggebliebenen Schränken von ausgebombten Häusern, damit er von den Wachen unentdeckt bleibt; er hält im Panzerturm beim Bunkerbau einen Erschöpfungsschlaf, auf den Zementsäcken unter dem Dach nickt er ein; bei Sonderaufträgen döst er auf den Ladungen fahrender Lastwagen. Nicht einmal vor dem Donnerbalken macht er Halt. Wenn sich Bewacher nähern, ruft einer der anderen: "Achtzehn", dieser Alarmruf rüttelt Franz wach, und er arbeitet weiter, als wäre nichts gewesen. Dann ist ein anderer mit dem Dösen dran.

Ein Leckerbissen an Nervenkitzel, wie Franz bitter spöttelnd über diese ‚beschissene‘ Situation sagt, ist es, die möglicherweise tödlichen Bombenangriffe in den Bunkerschächten ohne Luftschutzkeller

abzuwarten. Sie stehen in den Schächten, haben alles mit Holzbrettern verschalt, haben flüssigen Beton in die Verschalungen gegossen und klopfen mit Klötzern gegen das Holz, damit sich der Beton besser verteilt. Plötzlich heulen die Sirenen. Flugzeuge kommen im Tiefflug und werfen ihre Bomben ab. Wenn auch nur eine Bombe auf die Verschalungen fällt, auf das flüssige Beton, würden sie bei lebendigem Leibe eingequetscht, und zu Fossilien zermalmt werden. Franz und seine Freunde wissen, was sie erwarten könnte und stehen jedes Mal Todesängste aus, wenn die Bomber kommen ... Über ihnen die tonnenschwere Panzerkuppel, um sie herum der flüssige Beton. Schöne Aussichten! Und da krachen schon die Bomben rings um die Bunker. Klar, vom Kopf her begrüßt Franz die Angriffe, denn sie helfen, den Krieg zu verkürzen – aber müssen sie ausgerechnet den Bunker attackieren, in dem er gerade sitzt?

Nach zwölfteinhalb Stunden Arbeit müssen sie die fünf Kilometer vom Mont Lambert ins Lager zurückmarschieren. Sie laufen in klobigen Holzpantinen, da ihr Schuhwerk aus Berlin mittlerweile ausgelatscht und kaputt ist. Dabei müssen sie Soldatenlieder wie den ‚Westerwald‘ singen, obwohl sie sich kaum noch auf den Beinen halten können.

Heute guckt Franz beim Singen dieser zackigen Lieder auf die Stadt. Hinter der Silhouette des Domes hebt sich scharf das schimmernde Meer ab, es ist klare Sicht, doch er kann die Augen kaum offen halten. Da stößt ihn Piet, der neben ihm marschiert, von der Seite an und flüstert: "Franz, sieh, da hinten, am Horizont!"

Franz reißt mit Mühe die Augen auf und erkennt schwach die englische Kreidefelsküste bei Dover. Freiheitsgedanken kommen auf. Es müsste doch möglich sein, diese Meerenge heimlich zu überwinden. Er sagt es leise zu Piet. "Das wäre unsere Rettung!"

Ob wir nicht Helfer finden, die uns ein Ruderboot verschaffen könnten?"

"Ach, Franz, das bleiben nur phantastische Hoffnungen ...", meint Piet, "wir sind hier zu bewacht. Hier können wir nicht raus!"

Franz aber gibt den Gedanken der Flucht nicht auf.

Beim Marschieren müssen sie nicht nur Soldatenlieder singen, manchmal haben sie auch Zeit, sich mit ihrem Nebenmann zu unterhalten. Franz genießt diese Momente. Er liebt es, von anderen Menschen aus deren Leben zu erfahren. Von Piet, dem Jüngsten im Freundeskreises, erfährt er zum Beispiel, dass er ein Bürgersöhnchen aus wohlsituerter Familie ist. Sein jüdischer Vater ist rechtzeitig, bevor es für die Auswanderung zu spät gewesen wäre, nach England emigriert. Er hatte das Schlimmste befürchtet, was die Nazis mit den jüdischen Menschen, die durch Mischehen geschützt waren, vorhaben könnten.

Als Piet ihm das berichtet, erinnert sich Franz an Ereignisse, die er über Umwege in Erfahrung gebracht hatte. „Piet“, flüstert er, damit die Wachen, die den Marsch begleiten, nichts hören, „hast du von den Ereignissen in der Rosenstraße im Februar, März 1943 gehört?“ In der Rosenstraße waren mehrere hundert Juden aus Mischehen im jüdischen Auffanglager eingesperrt, und nur dem mehrwöchigen Protest ihrer arischen Ehefrauen, die sich Tag und Nacht bei frostiger Kälte in der Rosenstraße versammelt hatten, war es zu verdanken, dass die Männer nicht in Todeslager deportiert wurden.

Franz hat Piet sofort ins Herz geschlossen. Er ist ein so unpraktischer, hilfloser, aber dennoch lieber und aufrichtiger, Junge, so dass Franz sich von Beginn der Reise sofort um ihn gekümmert hatte. Piet hat ein schüchternes, bescheidenes Lächeln, findet Franz, wenn er spricht, zieht er die eine Seite des Mundes nach unten.

Eines Tages soll die Hälfte der Arbeitstruppe an eine andere Arbeitsstelle abkommandiert werden. Auch Piet soll versetzt werden. Heiner und Franz wollen das verhindern. Sie wagen es, beim Haupttruppführer vorzusprechen. Er hat sein Zimmer am Eingang des Hofes. Sie klopfen schüchtern an seine Tür, die Herzen pochen; mit einem strengen „Herein“ werden sie in den Raum beordert; dort pflanzen sie sich wie zwei Paradesoldaten vor dem Haupttruppführer auf, schlagen die Hacken militärisch zusammen und machen ‚Männchen‘. Sie schauen ihm devot in die Augen und denken mit heimlichem Spott: ‚Du widerlicher zu klein geratener Schinder‘, dabei brüllen sie abgehakt: "Bitten, einen Wunsch vortragen zu dürfen!" Sie erklären ihm Piets Situation und fragen ‚untertänigst‘, ob der Junge nicht in ihrer Gruppe bleiben dürfe.

Diese theatralische Anbiederung tut ihm wohl, kitzelt sein Ego, er gibt der Bitte prompt großzügig nach.

Mit einem anderen Kumpel marschiert Franz auch ziemlich häufig von der Arbeitsstelle zurück ins ehemalige Kloster. Herbert ist ein etwas phlegmatischer und naiver Typ, aber zuverlässig. Als Schweißer ist er harte körperliche Arbeit gewöhnt. Er ist klein, aber dennoch athletisch gebaut, er hat eine Stupsnase, ein lachendes Froschmaul und ewig grinsende Schlitzaugen. Dass er einmal als Halbjude deportiert werden würde, sagt er, hätte er vor wenigen Monaten nie geahnt. Völlig unpolitisch, hatte er sich als Jungvolkführer sehr wohlgefühlt. Er war erstaunt, als er nach zwei Jahren vom Militär entlassen wurde, weil sie bei der Ahnenforschung entdeckt hatten - er war unehelich geboren - dass sein Vater ein Jude gewesen sein sollte. „Aber ich habe mich rasch mit der neuen Situation abgefunden. So schnell lasse ich mich nicht unterkriegen. Ich nicht!“, setzt er wie ein Ausrufezeichen nach.

Endlich, Mitte Mai, dürfen sie Briefe schreiben. Es ist ein Sonntag, da haben sie ausnahmsweise früher Schluss. Franz hat sich Bleistift und einen Schreibblock besorgt und setzt sich vor die zerschossene Ruine, sein Lieblingsplatz; weiter hinten flimmert das Meer in grün-blauschillernden Farben. Am Horizont erkennt er die englische Kreidefelsküste – für ihn nach wie vor Mythos der Freiheit!

Boulogne, 14.Mai.1944

Liebe Eltern,

heute hat Piet Geburtstag. Ein Feldblumenstrauß in einer alten Konservendose schmückt den Raum. Wir haben einige Fressalien als Erinnerung an Geschenke gespendet.

Zunächst haben wir uns alle für diesen Festtag fein gemacht. Beim Waschen konnten wir klarstellen, was sonnengebräunt, was Dreck ist. Danach versuchte ich meine verfilzten Haare zu kämmen, dabei brachen drei Zähne vom Kamm ab. Dann stopfte ich meinen Strohsack neu, weil ich in der Nacht vom Doppelbett heruntergefallen war. Ich hatte auf dem Boden weitergeschlafen. Erst als böse Träume mich quälten, hervorgerufen durch den Sturz, merkte ich, dass ich zwischen Stuhl- und Bettgestellbeinen lag.

Das Geburtstagskind hat sich vergebens bemüht, seine verkrusteten Ohren zu säubern, ich musste ihm dabei helfen. Ich wickelte sein Taschentuch um meinen Zeigefinger, spuckte darauf und bohrte sein Ohr frei. Währenddessen suchte Piet, wie in jeder freien Minute, weiter nach Flöhen. Er breitete die Kleidungsstücke vor sich aus, prüfte konzentriert mit gestrecktem Zeigefinger, und wenn er einen schwarzen Punkt entdeckte, schlug er zu und drückte - ab und zu stieß er einen Freudenschrei aus.

Ich hoffe, Euch geht es gut, und Ihr seid wohlauf.

PS. Übrigens, das Wetter hier ist fast jeden Tag schön.

Euer geliebter Sohn.

Von wegen, das Wetter ist fast jeden Tag schön. Was Franz zur Beruhigung der Eltern als Zusatz unter den Brief schreibt – es ist das verabredete Codewort: Wir werden gut behandelt – ist nicht immer strahlender Sonnenschein.

Die Deportierten müssen jede Beleidigung, jeden Tritt einstecken. Da ist der primitive Vorarbeiter Philipp, ein französischer OT-Mann. Er ist autorisiert, seine Untergebenen nach Herzenslust zu schikanieren. Und das tut er mit Genuss. Seine Macht lässt er sie in jedem Augenblick spüren. Der ungelernte Arbeiter, der sich in dieser ungewohnten Rolle des Vorgesetzten so wohl fühlt, lässt, so scheint es, alle Erniedrigungen, die er je erlitten hat, die ganze Wut über sein verpfushtes Leben an den Zwangsarbeitern aus. Wenn er einmal lacht, was selten vorkommt, ist es ein hartes, verkrampftes, unglückliches Lachen, das Franz durch Mark und Bein geht. Keine Dienstvorschrift beschneidet ihn.

Nach einem Luftangriff müssen Franz und Piet im zerstörten Hafen mit einem langen Stemmeisen Betonteile spalten. Der schwächliche Piet muss das Eisen halten, Franz Aufgabe ist es, mit einem riesigen Vorschlaghammer aus aller Kraft draufzuhauen. Der schlägt verhalten, denn wenn er abrutschen würde, wäre Piets Arm zerschmettert. Philipp brüllt Franz an: "Waschlappen, ich zeig dir, wie es gemacht wird!" Jetzt muss Franz das Stemmeisen halten. Philipp holt weit aus und will zuschlagen. Was, wenn er jetzt abrutscht? Innerlich zittert Franz. Er überlegt, ob er in letzter Sekunde das Eisen fallen lassen soll, doch das würde Schläge bedeuten. Es bleibt ihm nichts anderes

übrig, als stillzuhalten.

Dennoch, im Großen und Ganzen wird das Leben im Lager erträglicher. Sie dürfen schreiben, erhalten Post von zu Hause; abends sitzt Franz manchmal mit Piet oder Heiner an seinem Lieblingsplatz auf den zerbrochenen Rohrsesseln vor der zerschossenen Ruine, sie lesen sich Goethe oder Eichendorff vor. Doch Vorsicht, überall die schwarzen Schilder mit den weißen Totenköpfen: Achtung Minengefahr.

Am 1. Juni beginnen die massiven Luftangriffe auf Boulogne. Tag und Nacht sind alliierte Flugzeuge über der Stadt. Sie sollen die Invasion an dieser Stelle vortäuschen. Mitte Juni ist ein besonders schwerer Nachtangriff. Franz wird in eine Art Erdbunker gewiesen, der als öffentlicher Luftschutzkeller dient. Der Keller ist voll von Franzosen. Franz hat sein Tagebuch dabei. Eigentlich will er sich in dieser Nacht von der Angst ablenken und Eintragungen machen. Doch da nimmt er sie wahr, die junge Französin ihm gegenüber, blond, im rosa Sommerkleid, mit blutroten Lippen, ihre Taille ist zierlich, und ihre hellblauen Augen blinzeln manchmal verstohlen zu Franz. Der aber ist zu schüchtern, um sie anzusprechen.

Stattdessen blättert er in seinem Tagebuch nach einer Stelle, die er der Französin gerne vorlesen würde, wenn sein Französisch ausreichte, die Passage zu übersetzen. Doch nein, das wäre zu makaber! So liest Franz den Eintrag vom 4. Dezember 1943 für sich:

"Vatis übertriebene Vorsicht, die schon ans Ängstliche grenzt, hat mich gestern davor bewahrt, verschüttet zu werden. Als mich auf dem Nachhauseweg der erste Bomben-voralarm überraschte, war ich nicht weit vom ‚Türkischen Zelt‘. Dort wohnten viele Französinen. Es war stockfinster, und ich rechnete mit keinem richtigen Angriff. Ich wäre gerne dort in den Luftschutzkeller gegangen, um mich endlich einmal mit der schon lange bewunderten Französin

unterhalten zu können. Doch Vatis Wunsch, bei Alarm möglichst mit der Familie zusammen zu sein, ließ mich durch die Dunkelheit nach Hause stolpern. Und gerade das ‚Türkische Zelt‘ und seine Umgebung hat es diesmal getroffen. Das ganze Lager, 120 Französinen und 80 Deutsche, wurden verschüttet, und alle kamen um! Volltreffer einer Luftmine und dann noch Phosphorbomben darauf. Jede Rettung war vergebens. Mademoiselle Zubrik, die ich besuchen wollte, war zufällig nicht zu Hause. Das hatte ihr das Leben gerettet.“

Schicksal oder Zufall!?, fragt sich Franz, und er muss an die intensiven Diskussionen mit seinem Vater denken. Für den Vater als überzeugten Atheisten, wäre dies das Ende einer Kette von zufälligen Ereignissen gewesen, dass seinem Sohn das Leben gerettet hätte; Franz dagegen sah darin das Walten unsichtbarer Mächte, die ja nicht einmal von Gott gelenkt werden mussten, aber irgendein Gesetz, da war Franz sich sicher, steckte dahinter.

Auch um dieses Erdloch herum kracht es ununterbrochen, man hört Einschläge und Detonationen. Franz kennt auch jetzt keine Angst, sondern hofft auf seinen guten Stern. Sämtliche Bedrohungen schiebt er beiseite, sucht nur das Gespräch zu der Französin. Aber es ist wie verhext. Immer, wenn sie ihn freundlich anlächelt, und er sich fest vornimmt, zurückzulächeln, versteinert seine Visage. Nie würde es ihm so gelingen, den langersehnten Kontakt herzustellen.

Endlich übernimmt die Französin die Initiative: "Comment tu t'appèles?"

Franz fühlt sich wie befreit und sagt aufatmend. "Franz. "

"Oh, Franz! Que c'est joli ... comme la France." Der Knoten ist gelöst. " Moi, je m'appèles Renée. Sie unterhalten sich die ganze Nacht – für Franz ist es bereits Flirt.

Am nächsten Morgen brennt es überall in der Stadt. Trichter müssen voll geschaufelt und Eisenbahnschienen verlegt werden. Eine sehr unangenehme Arbeit, da immer die Angst da ist, dass einer vor Erschöpfung loslässt und den anderen die Füße zerquetscht.

Franz und Renée treffen sich wieder. Fast jeden Abend sehen sie sich. Die Bewachung ist längst nicht mehr so streng wie zu Beginn der Zwangsarbeit. Die beiden spazieren in Richtung Napoleonsäule, setzen sich auf einen Hügel ins Gras und genießen den weiten Blick übers Meer. Meistens sind sie zu dritt, Herbert begleitet sie oft. Er liegt meistens neben ihnen und spielt Mundharmonika. So werden nur wenige zarte Küsse ausgetauscht, Gespräche allerdings können sie auch nicht führen. Dazu reicht Franz Französisch nicht aus. Dieses Philosophieren und Diskutieren wäre aber für ihn Bedingung für ein intimes Verhältnis. Immerhin, Franz ist verliebt und das versüßt ihm diese trostlose Zeit.

Als es plötzlich heißt, dass alle deutschen Strafgefangenen versetzt werden sollen, bespricht Franz aufgeregt mit Renées Eltern die Möglichkeiten der Flucht. Der Vater hat einen Rotwein geöffnet und schenkt ein. „Ich habe gewisse Kontakte“, sagt er ernst, und als Franz nur halb verstehen will, sagt er: „Résistance. Widerstand im Untergrund. Tu comprends?“

Franz denkt lange nach und zögert. Schließlich sagt er: „Non.“ Er ist zwar entschiedener Antinazi, aber es ist abzusehen, dass der Krieg bald vorbei ist. Da will er fünf Minuten vor zwölf nicht noch den Heldentod sterben. Er beschließt, auf andere Art und Weise den Krieg zu überleben.

[Weiter zur Episode 5](#)

eingestellt am 13. Februar 2008





Potsdamer BürgerZeitung

Offenes Forum für Gesellschaft und Kultur



Startseite

Veranstaltungen

Politik

Gesellschaft

Potsdam

Berlin

Literarisches

Reise

Allerlei

Gästebuch

Links

Kontakt

Blei in den Flügeln

von Piet Rabek

5

Flucht

Sie latschen die ganze Nacht durch, jedoch nicht mehr in Reih und Glied, ehrenwerte deutsche Lieder singend, sondern wie ein aufgelöster Haufen. Die Deutschen ziehen sich verschreckt vor den Angloamerikanern zurück, Soldaten, Offiziere. Und Halbjuden, die als Zwangsarbeiter an die französische Kanalküste deportiert worden sind – alle ziehen sie ostwärts. Unter ihnen Franz und Piet. Unentschlossen laufen sie dem Trott hinterher. Sie wissen nicht, was diese Herrenmenschen in letzter Sekunde noch mit ihnen vorhaben. Heiner, ihr Kumpel, den sie bereits in Berlin beim Abtransport kennen gelernt haben, ist schon gestern Abend getürmt, er wollte Franz mitnehmen; der aber ist geblieben, ohne Piet wollte er nicht abhauen. „Los“, drängelte Heiner, „Die Gelegenheit! Aber beim besten Willen, Piet kann nicht mit. Der schafft das nicht, er ist ziemlich schwächlich, der packt die Strapazen nicht, außerdem spricht er zu schlecht französisch, um hier untertauchen zu können.“

Nun ist er weg, der Heiner. Franz hat es nicht gewagt, Piet seine Äußerungen wiederzugeben, er wollte seinen Freund nicht verletzen. Herbert, der vierte aus dem Freundeskreis, hielt gar nichts vom Abhauen. Er hatte Sehnsucht nach seiner Verlobten in Königs-Wusterhausen. Er ahnte, Türmen bedeutet mit Sicherheit Tod oder Kriegsgefangenschaft, und wie lange die dauert, stünde in den Sternen. Bevor sie sich trennten, schworen sie sich, nach dem Krieg wieder Kontakt miteinander aufzunehmen und sich jedes Jahr am Jahrestag ihrer Deportation zu treffen. Heiner war zum Spaß zu Mute: „Einen Tag nach dem Krieg, Treffpunkt: Café Kranzler, 20 Uhr.“

Wie im Trance marschieren Piet und Franz jetzt auf der Landstraße. Links und rechts keine Pappeln, die Schatten spenden könnten; die Sonne steht im Zenit und prallt heiß in die Gesichter. Auch Franz überkommt ein unbändiges Freiheitsgefühl, er hat es satt, diesen barschen Befehlen zu gehorchen, will nicht mehr ständig in Todesgefahr sein. Immer wieder wiegt er mit Piet das Risiko ab. Wenn sie türmten, würden sie ihr Leben riskieren, es könnte Erschießen bedeuten. Sie bitten alle Franzosen, die ihnen begegnen, um die neuesten Nachrichten: "Wo stehen die Alliierten, könnten wir bei euch so lange unterkommen, bis die Befreiung da ist?"

Keiner geht das Risiko ein..

Es ist bald Mittag, und noch kämpfen sie sich in ihrer Kolonne auf der Chaussee nach Osten durch, als englische Tiefflieger auf den Treck hinabstoßen. Sie umkreisen ihn. Franz, Piet und einige andere winken ihnen euphorisch zu. Das sind die Befreier! Klar, dass sie sofort am Winken erkennen werden, dass die da unten auf ihrer Seite sind. MG-Salven schlagen neben dem Treck ein. Es sind keine Verbrüderungsschüsse, die da abgefeuert werden. Als die Flieger fort sind, wird Franz philosophisch. „Zufall oder Schicksal?“, fragt er.

„Glück“, sagt Piet und sie trotten weiter.

Die Zeit drängt. Es muss etwas passieren. Sie wollen fliehen! Es ist wie ein zwingendes Muss!!! Franz will sein Schicksal selbst in die Hand nehmen. Es könnte das Überleben in diesem Krieg bedeuten. Der Gedanke, noch weitere Stunden mit diesen Nazibewachern zusammen zu sein, ist unerträglich. Aber wie fliehen? Die bewaffneten Wachen, die den Zug begleiten und noch nicht getürmt sind, würden sie sofort aufspüren. Vor ihnen läuft Karl, den sie vom Bunkergießen kennen. Franz weiht ihn in die Fluchtpläne ein. Karl selbst hat nicht den Mut zu verduften. Aber ohne zu zögern, sagt er: "Hört zu, ich helfe euch." Zu dritt hecken sie einen Plan aus, Karl wird sein Fell hingeben, damit Piet und Franz abhauen können. Für sie ist es entschiedene Sache: Sie werden türmen und die nächstbeste Chance nutzen. Sie fiebern der Freiheit entgegen und fragen immer wieder Franzosen am Straßenrand nach den neuesten Meldungen. Hunderte von Gedanken und Überlegungen rauschen durch ihre Köpfe. Der Entschluss für solch eine gefährliche Entscheidung muss reichlich überlegt sein. Was, wenn ... was, wenn sie keinen Franzosen finden, der ihnen Unterschlupf gewährt? Könnte nicht doch noch in letzter Sekunde ...? Wird der Plan, den sie mit Karl ausgetüftelt haben, auch funktionieren? Müsste er am Ende ihre Flucht mit seinem Leben bezahlen?

Aber dann taucht dieser widerwärtige Vorarbeiter Philipp wieder auf. Er war als erster getürmt, und stößt jetzt sturzbetrunken wieder zum Treck. Ihn und seine Niederträchtigkeit haben sie in den letzten Monaten zur Genüge kennen gelernt. Sie haben einfach keine Lust mehr, diese Demütigungen hinzunehmen!

In der Nähe eines Pferdegehöfts fragen sie einen Jungen nach einem geeigneten Unterschlupf, er verweist sie auf einen Einzelhof außerhalb des Ortes

Montreuil. "Das ist unsere letzte Chance!" Franz stößt Karl, wie vereinbart, in die Seite und flüstert: "Jetzt!" Karl tritt, ohne Philipp zu fragen, aus den Reihen heraus, um zu pinkeln. Und Philipp, im Alkoholrausch, drischt auf Karl ein. Karl holt sich Schrammen und Beulen, aber er ermöglicht den beiden die Flucht. Ungesehen von ihrem Bewacher robben sie sich in eine Abflussröhre neben der Straße. Sie warten ... warten, warten.

Noch einmal hören sie die deutschen Kommandos, diese verhassten Stimmen, die sie monatelang peinigten und in Angst und Schrecken versetzt haben. Diese knöcherne Befehlssprache. Sollen sie endlich befreit sein, oder werden sie doch noch in die Hände der Militärpolizei geraten, die das Gelände nach Deserteuren durchkämmt?

Die Schritte der Marschierenden werden leiser, bis sie endlich ganz fortbleiben. Ruhe. Einfach nur Ruhe. In diesem Augenblick stellt sich Franz Wundersee das Paradies so vor. Ein Pferd wiehert, ein Hund schlägt an, ein anderer antwortet. Über ihnen kreist ein Raubvogel. Von einem Gehöft blöken Schafe, ein Hahn kräht. Als die Luft rein zu sein scheint, kriechen sie aus der Abflussröhre, biegen schnell in eine Nebenstraße und suchen wieder ein Versteck, denn es ist noch hell. Sie kauern in zwei Fliegerschutzlöchern bis zur Dunkelheit, immer in der Sorge, sie könnten in letzter Sekunde noch entdeckt werden. Jeder Schatten könnte ein deutscher Soldat sein.

Angst! ...

In der Dämmerung schleichen sie auf ein einsames Gehöft zu, klopfen an die Hoftür. Der Bauer ist ängstlich, will sie abweisen. „Oh non! Ca va pas, non?“ Franz und Piet betteln, flehen und setzen den einzigen Reichtum ein, den sie haben: Ihren Charme. „Monsieur, une nuit seulement! Eine Nacht.“ Endlich willigt der Bauer ein, aber wenn's brenzlig werden sollte, er wüsste von nichts. „Erst besetzen sie unser

Land, dann besetzen sie meine Scheune“, brabbelt er in seinen Schnauzbart und rückt sich die blaue Baskenmütze zurecht. „Olàlà, ces Allemands.» Dann gibt er den beiden eine Ration an Milch und Brot, die bis zur Ankunft der Amerikaner reichen soll und weist ihnen den Weg zur Scheune.

Am nächsten Tag verlassen sie ihren Unterschlupf nicht. In der Nähe hören sie Explosionen. Vermutlich Sprengungen vor dem Rückzug. Verbrannte Erde. Plötzlich kommt Motorengeräusch näher. Beben vor Angst schauen sie durch die Ritzen der Scheune: Es sind deutsche Soldaten. Piet und Franz vergraben sich mit pochenden Herzen tief im Heu. Die Luft dröhnt von den vielen Sprengungen, sie hören deutsche Laute. Vorbei! Die Soldaten werden das Gehöft durchsuchen, sie werden die beiden Fahnenflüchtigen finden ... noch am gleichen Tag aufgehängt am Straßenrand: „Wir waren Deserteure.“

Die Motorengeräusche entfernen sich.

Gerettet? ...

Franz hat nach diesen Zitterminuten Zeit, an das Später zu denken. Er reißt aus seinem Tagebuch drei Seiten heraus und entwirft Flugblätter, die, so stellt er sich es vor, von Flugzeugen hinter der deutschen Front abgeworfen werden und die deutschen Soldaten davon überzeugen, diesen aussichtslosen Krieg schneller zu beenden und nicht ihr Leben für die bereits verlorene Schlacht opfern. "Deutsche Soldaten", schreibt er auf ein Blatt, "hört auf, sinnlos Blut zu vergießen. Eine andere, eine bessere Zeit kommt auf euch zu."

Abends kommt die Bauernfamilie neugierig zu den beiden in die Scheune. „Les Allemands sont parti! Die Deutschen sind weg. Die Alliierten sind nur noch neun Kilometer entfernt.“ Der Bauer hat eine Flasche Calvados mitgebracht und gießt Franz und Piet ein. Sie stoßen auf den Frieden an.

Am nächsten Tag, es ist Anfang September 1944., lässt sie der Bauer bei der Ernte mitarbeiten. Vormittags vorsichtshalber noch in der Scheune, am Nachmittag dürfen sie aber mit aufs Feld, Garben binden und aufstapeln. Noch immer hören sie Detonationen, es ist aber nicht mehr so nah. Plötzlich sehen sie in der Ferne, wie eine Fahrzeugkolonne sich wie ein Raupe über die Hügel schlängelt. Ein Auto kommt auf das Gehöft zu. Schnell laufen Franz und Piet wieder in die Scheune und vergraben sich im Heu. Plötzlich ein lautes Hurragebrüll der Bauern. Piet und Franz verstehen und kriechen aus ihrem Versteck. Ein Jeep mit drei kanadischen Soldaten! Es kommt ihnen alles vor wie in einem Film.

[Weiter zur Episode 6](#)

eingestellt am 18. Februar 2008





Potsdamer BürgerZeitung

Offenes Forum für Gesellschaft und Kultur



Startseite

Veranstaltungen

Politik

Gesellschaft

Potsdam

Berlin

Literarisches

Reise

Allerlei

Gästebuch

Links

Kontakt

Blei in den Flügeln

von Piet Rabek

6

Zwischen den Stühlen

Franz und Piet, zwei von den Deutschen 1944 nach Frankreich deportierten Halbjuden, fallen ihren Befreiern spontan wie Brüder in die Arme. "We thank you so much." Es ist nicht ausgeschlossen, dass sogar Tränen fließen. Die Kanadier bieten ihnen Zigaretten und Kaffee an. Die Landstraße ist voll von Armeekonvois, französische Bauern jubeln den Soldaten zu, Blumen werden in die Lastwagen geworfen. Es herrscht Volksfeststimmung. Der Bauer, bei dem Franz und Piet sich in der Scheune bis zum Abzug der Deutschen verstecken durften, geht ins Haus und kommt mit einem Akkordeon zurück. Wie auf einem Dorfball spielt er einen Walzer; Franz greift sich spontan einen kanadischen Soldaten und tanzt mit ihm. Dabei ruft er: „Vive la liberté.“

Die Zeit der Ausgelassenheit, findet ihr jähes Endes, als ein Offizier auftaucht und die Weiterfahrt befiehlt. Die Deutschen werden zur Vernehmung ins Lager gefahren. Der Offizier nimmt sie auf seinem

Motorrad mit. Piet im Beiwagen, Franz auf dem Sozius.

Im Lager bekommen sie die lang entbehrte Verpflegung. Weißbrot und Corned beef, Haferflocken, Tee und Käse. Da es stark regnet, dürfen sie mit in dem Armeezelt des Offiziers schlafen.

Am anderen Tag rückt die Einheit weiter vor. Piet und Franz müssen auf einen Lastwagen steigen, sie fahren durch das befreite Hinterland. Die beiden dürfen vorne beim Fahrer sitzen. Hinten auf der Ladefläche kauern Soldaten und Offiziere. Vor zwei Tagen hätten sie die beiden Deserteure erschossen, wenn sie sie erwischt hätten. Sie fahren durch das befreite Frankreich. Nach den langen Besatzungsjahren zeigt die Bevölkerung ihren Hass. Diese schäumende Wut! Die Soldaten, die hinter den beiden Halbjuden im LKW hocken, bewerfen sie mit Steinen, spucken sie an. Messer werden gezückt, die Kanadier müssen eingreifen. Den beiden vorne jubeln die Franzosen zu, da sie Piet und Franz eindeutig als von den Deutschen Gefangene identifizieren. Ein seltsames Gefühl für die beiden – auf einmal sind sie Menschen erster Klasse.

Während einer kurzen Rast unterhält sich Franz mit drei englischen Soldaten, die zur Front fahren. Sie wissen, dass Franz Deutscher ist, aber lange umarmen sie ihn zum Abschied und sagen: "Wir sind alle Menschen, da spielt Rasse und Nationalität keine Rolle. Denke daran: Wir stammen alle von Adam und Eva ab!"

Erlebnisse, die prägen.

Aber den wahren Mechanismus des Krieges kennt Franz noch nicht: Da nimmt man wenig Rücksicht auf Einzelschicksale, da werden Individuen zermalmt; er ahnt nicht, wie schwerfällig und

misstrauisch so eine Militärbürokratie ist. Es ist zum Verrücktwerden! Franz und Piet verstehen den Lauf der Dinge nicht mehr. Der Krieg scheint keine Zwischentöne zu kennen. Da gibt es nur Feind und Freund. Ein Deutscher, das ist der Feind – ein deutscher Halbjude ist ein Deutscher, also ist ein deutscher Halbjude auch ein Feind.

Nun sind sie aus der Gefangenschaft befreit worden, schnupern für wenige Tage ein bisschen Freiheitsluft, da geraten sie schon wieder in eine Gefangenschaft hinein. Und das Schlimmste: Sie, die befreiten Gefangenen, sollen zusammen mit ihren Bewachern, mit Nazis eingesperrt werden. Franz und Piet kämpfen empört um ihre Rechte, bis ein überlasteter Offizier ihnen entnervt einen leeren Stall neben dem Lager zuweist. Wenigstens haben sie ein Dach über dem Kopf und keine ehemaligen deutschen Wachen neben sich. Allerdings sind sie nun auch ohne Verpflegung. Französische Wächter spendieren ihnen Bohnen, Milch und Äpfel. Erst das Fressen, dann die Moral. Gesättigt kann man sich wieder Gedanken um die anderen machen. Was ist mit ihnen in der Zwischenzeit geschehen? Ist Heiner auch bei den Alliierten gelandet? Wird Herbert heil nach Berlin kommen?

Das Lager wird bald geräumt, da es zu klein wird. Sie müssen alle auf Lastwagen steigen und werden weiter transportiert. Die Alliierten haben nicht mit so vielen Gefangenen gerechnet. Der Vormarsch war zu schnell. So haben sie eine riesige Wiese bei Abbeville mit Stacheldraht umzäunt. Dazwischen abgetrennte Einzellager. Piet und Franz sollen auch in ein ‚Cage‘ mit deutschen Nazis zusammen gepfercht werden. Sie sind das erfolgreiche Protestieren inzwischen gewöhnt. Franz sagt, dass

er und sein Freund als rassistisch Verfolgte Angst vor Repressalien ihrer ehemaligen Bewacher hätten. Wieder klappt es, und sie dürfen draußen bleiben. Da sitzen sie bei strömendem Regen auf Kisten, warten auf den Vernehmungsoffizier; währenddessen philosophieren sie mit einem jungen Amerikaner über Religion. „Gott ist ein Zufallsgenerator“, sagt er. „Was meint ihr, wie viel Dichter und Denker, Wissenschaftler und Künstler in diesem Krieg gefallen sind, wie viel Fantasie, Kreativität und schöpferische Genialität in diesem Krieg durch Gottes Willen, sollte es den überhaupt geben, vernichtet wurden. Wo könnte die Menschheit bald stehen, wenn nicht dieses oder jenes Genie im Krieg umgekommen wäre? Nein, Gott nimmt keine Rücksicht auf Herausragendes.“

Stoff für Diskussionen, die jäh unterbrochen werden, als sie Rufe von der anderen Seite des Stacheldrahtzaunes hören. Es ist Heiner, der Freund, der schon vor Franz und Piet auf eigene Faust vor den Deutschen getürmt war. Ein äußerst tragikomisches Wiedersehen. Jammernd erzählt er seine Geschichte. Er wurde von zwei Résistancekämpfern aufgestöbert, die stolz waren, einen Deutschen gefangen zu haben und dafür von ihrem Kommandanten einen Orden bekommen würden. Zwei Tage und eine Nacht hatten sie ihn in einem Keller bei Brot und Wasser eingesperrt; jetzt ist er auch in englische Gefangenschaft geraten. Er winkt Piet und Franz hektisch zu und bittet sie, dafür zu sorgen, dass auch er raus aus dem ‚Cage‘ darf. Den beiden gelingt es nicht, ein gutes Wort für ihn einlegen, Heiner beschimpft sie mit wutverzerrtem Gesicht als Verräter. Doch beruhigt er sich, denn die beiden landen auch bald bei ihm, hinter dem Zaun. Dort sind sie auf der matschigen Wiese Wind und Regen ausgesetzt.

Es regnet die ganze Nacht durch, es ist kalt,

stürmisch – ohne Decken und warme Kleidungsstücke äußerst unangenehm. Aber sie wissen sich zu helfen: Immer mehr von ‚ihren‘ Leuten treffen ein, sie wurden von den schnell vorrückenden Truppen alle eingeholt – und so liegen sie die ganze Nacht wie die Heringe eng aneinandergedrückt im Open air camp, Knie in Knie, Schoß an Hintern. Ab und zu kommandiert einer: „Umdrehen“. Um dem Wind weniger Angriffsfläche zu bieten, buddeln sie eine Vertiefung in den feuchten Erdboden und rammen halbwegs trockene Bretterreste in die Kuhlen.

Für die Bewacher sind sie Deutsche, egal ob Nazis, Mitläufer oder verfolgte Juden gefährliche Feinde. Immer wieder werden sie gefilzt. Nicht nur nach Waffen wird gesucht, auch Armbanduhren sind bei den alliierten Soldaten sehr beliebt. Als Heiner sich einmal nicht schnell genug erhebt, hilft der Posten mit seinem spitzen Seitengewehr nach. Heiner regt sich auf: „Das hätte mir mal einer vor einer Woche prophezeien sollen!“ Franz ist keineswegs der Meinung, dass sie vom Regen in die Traufe gekommen sind. „Heiner, sieh doch! Die Lebensgefahr ist für uns vorbei. Und das ist die Hauptsache!“

Die nächste Nacht ist sternenklar, dafür sehr kalt. Mit klappernden Zähnen laufen sie sich, Arme um den Oberkörper schlagend, warm, immer am Lagerzaun entlang. Dabei führen sie lange Gespräche über den Kosmos und den Sinn des Lebens.

Auch das beste Essen kann einem zuviel werden, wenn man es morgens, mittags und abends bekommt. Jeden Tag die so lange entbehrten Delikatessen: Kekse und Cornedbeef. Aber es hängt ihnen bald zum Halse heraus.

Damit die Gefangenen nicht verdursten, fährt ab und zu ein Wassertankwagen durch das Lager, jeder muss sich Behälter besorgen und dem Wasserstrahl des Wagens hinterher jagen. So geht es acht Tage lang. Piet lernt einen Oberleutnant kennen, einen österreichischen Emigranten, der jetzt in der britischen Armee dient. Er will Piet als seinen ‚Burschen‘ nehmen, er hofft, ihn so bald nach England mitnehmen zu können. Piets Vater ist rechtzeitig nach Großbritannien emigriert, zu ihm will Piet. Der Österreicher verspricht, ihn hinzubringen. Piet ist Feuer und Flamme. Schweren Herzens trennt sich Franz von seinem Freund. Er drückt ihm die Daumen. Aber er ist skeptisch, denn er weiß, dass die ‚Fraternisation‘, die Verbrüderung zwischen Briten und Deutschen in der englischen Armee strikt untersagt ist.

Heiner und Franz werden in ‚Cage one‘ zu den gefährlichsten Nazis, den ehemaligen SS-Männern gesteckt. Sie sollen wegen akuter Fluchtgefahr als erste nach England gebracht werden. "Das heißt, Schnauze halten", meint Heiner, und auch Franz denkt das gleiche, aber sie wissen auch, dass sie nur mit den Gefangenen des ‚Cage one‘ auf dem schnellsten Weg nach England gelangen können.

Jetzt halten sie wirklich ihre politische Klappe, denn immer wieder bedrohen unverbesserliche Nazis in den Gefangenenlagern antifaschistische Internierte. Am Anfang der Gefangenschaft wäre dieses Schweigen nicht nötig gewesen, denn die Nazis kennen noch nicht die Engländer und sind sehr verängstigt. Von deutschen Verhältnissen sind sie andere Verhaltensweisen gegen Gefangene gewöhnt. Als ein Brite die angetretenen Deutschen auffordert: "Vortreten, wer in der Partei war", melden sich von einigen Tausend nur fünf. Noch fürchten die Nazis Repressalien. Doch bald merken sie, wie tolerant, gleichgültig oder gar bequem die

Kommandanten sind - Hauptsache, es herrscht Ordnung! Viele der Nazis zeigen wieder ihren hundertfünfzigprozentigen Fanatismus und terrorisieren die Demokraten, manche werden sogar umgebracht!

Als Franz eines Abends im Dunkeln am Stacheldraht spaziert, hört er eine warme Stimme "Tea? You want a cup of tea?" Die Wache reicht ihm durch den Draht eine heiße Tasse Tee, obwohl Franz doch offiziell der Feind ist. Der Tee wärmt Franz in dieser kalten Nacht. Aber noch mehr wärmt ihn diese menschliche Geste. Noch lange macht er sich über diese flüchtige Begegnung Gedanken. Dieses Gut-zum-anderen-sein, auch zum Feind, ist für ihn das Kriterium des ‚wahren Menschen‘, nicht das fromme Zur-Kirche-Laufen.

Es herrscht eine unerträgliche Spannung. Wann geht es nach England? Vor Ungeduld lernt Franz sogar das Skatspielen, das ihm immer als unbegreiflich erschien. Um das Lager sammelt sich die hasserfüllte Bevölkerung und schmeißt Steine über den Stacheldrahtzaun. Für Heiner und Franz, die keine Täter waren, sondern Opfer, ist es demütigend, als faschistische Bestien beschimpft zu werden. Aber angesichts des Grauens, den dieser Krieg angerichtet hatte, versuchen sie Verständnis für die Verallgemeinerung zu zeigen.

Am 15. September endlich kommt der lang ersehnte Tag. Es ist noch dunkel, um 5 Uhr werden sie geweckt. Antreten und warten. Nach Stunden marschieren sie in Richtung Dieppe zum Hafen. Sie laufen Kilometer über Kilometer. Das Schuhwerk ist zerfetzt, das Leder scheuert an den Blasen, aber Franz spürt die Schmerzen nicht. Jetzt geht es endlich rüber.

Der Osten lodert vor dem Sonnenaufgang rot wie eine Stadt, in der die Häuser brennen. Ist das ein

Zeichen? Brennt Berlin genauso rot, das Haus der Eltern? Franz hat diesen Krieg überlebt. Doch die Daheimgebliebenen? Sind sie wohlauf? ...

Es sind quälende Gedanken, immer wieder steigen sie aus der Tiefe hoch. Nicht auffressen lassen von der Angst! Die Seele muss klar bleiben! Franz hilft der tiefe Gottesglaube – und sein unbesiegbarer Optimismus.

Landungsboote legen an, 300 Gefangene, unter ihnen Franz und Heiner, werden auf ein Boot verschifft. Um 12 Uhr 15 legen sie vom Kai ab. Hurra!, jubelt es innerlich in Franz. Endlich England!!! Für ihn ist der Krieg aus! Für ihn ist jetzt Frieden!!!

[Weiter zur Episode 7](#)

eingestellt am 25. Februar 2008





Potsdamer BürgerZeitung

Offenes Forum für Gesellschaft und Kultur



Startseite

Veranstaltungen

Politik

Gesellschaft

Potsdam

Berlin

Literarisches

Reise

Allerlei

Gästebuch

Links

Kontakt

Blei in den Flügeln

von Piet Rabek

7

Prisoner of war

Es ist leichter Seegang auf dem Ärmelkanal. Manchen der deutschen Kriegsgefangenen, die nach England gebracht werden sollen, wird übel bei dem Wellengang; auch jenen, die in diesem Krieg Menschen getötet und gefoltert haben. Hier, auf dem Schiff, übergeben sie sich - nicht kotzen mussten sie, als sie ihren ermordeten Opfern in die erloschenen Augen geschaut haben.

Keine Menschen töten musste Franz Wundersee, der sich auch an diesem 15. September 1944 auf einem der vielen Kriegsschiffe befindet. Er wurde als Deutscher mit jüdischer Abstammung rechtzeitig nicht mehr in den Krieg eingezogen und konnte ihn, seiner Überzeugung gemäß, als Pazifist überleben. Er befindet sich mit seinem Kumpel auf der Überfahrt nach England. Sie stehen an Deck, der Wind weht ihnen durch die Haare, Möwen umkreisen kreischend das Schiff. Die weiße englische Kreideküste, für Franz schon längst zum Sinnbild der Freiheit geworden, wird immer größer.

Gegen 10 Uhr legen sie in Southampton an. Es wird ein schöner Tag, Fesselballons zur Luftabwehr schweben am blauen Himmel. Am Straßenrand stehen freundliche, gutgekleidete Leute, die erstaunt die Gefangenen vorüberziehen sehen. Kein Hass in den Gesichtern wie in Frankreich. Franz spricht seinen Freund darauf an, der meint, das liege wohl daran, dass England vom unmittelbaren Kriegsgeschehen so gut wie verschont geblieben sei.

Mit der Bahn werden sie nach Devizes in Mittelengland gebracht. Aber zu ihrer Verwunderung nicht in Viehwagen, sondern in elegant gepolsterten Luxusabteilen. Das ‚War-office‘ muss die Waggons bei der privaten englischen Eisenbahn anmieten und für die deutschen Kriegsgefangenen die Sitzplätze zahlen.

Im Lager vernimmt sie ein jüdischer Emigrant. Er ist sehr misstrauisch und glaubt den beiden nicht, dass sie aus jüdischen Familien stammen. Um sie zu prüfen, stellt er religiöse Testfragen, fragt nach jüdischen Ausdrücken und Sitten. Franz hat nicht die geringste Ahnung, er ist christlich erzogen worden. Aber wenigstens ist Heiner glücklicherweise informiert und hilft seinem Freund aus der Patsche.

Sie werden nach Läusen durchsucht. Heiner, Franz, ein KZler und zwei Deserteure kommen in eine Sonderbaracke. Ein fanatischer Siebzehnjähriger kommt hinzu, er glaubt noch immer an das Tausendjährige Reich und seinen Führer. Der Offizier diskutiert lange mit ihm und sagt, er solle endlich andere Ansichten kennen lernen. Drum stecke er ihn zu den anderen. Sie bemühen sich geduldig, den Siebzehnjährigen zu bekehren. Sie nennen ihn spaßig den ‚Hitlerjungen Quex‘.

Nach kurzer Zeit werden Heiner und Franz in einem Auto ins Zentrum von London gebracht, in ein imposantes Haus, Kensington Garden Palace. POW Camp 1. Ihre Bezeichnung lautet jetzt offiziell: ‚POW, Prisoners of War‘.

Sie fragen sich, warum man sie nach London bringt. Für bedeutende Gefangene wird man sie wohl kaum halten. Aber eins ist sicher: Sie werden abgehört, wenn sie sich in dem vornehmen Kaminzimmer unterhalten. Ob man etwas Besonderes von ihnen erwartet? Soll Franz dem Vernehmungsoffizier mitteilen, dass er noch in Frankreich Flugblätter entworfen hatte, die hinter der Front abgeworfen werden sollten. Käme er dann in ein anderes Lager, in dem er zum Journalisten ausgebildet würde? Eigentlich würde er gerne dort hin, da wäre er mit Anti-Nazis zusammen. Doch in dem kurzen Verhör versäumt Franz, die Flugblätter zu erwähnen. Er betont lediglich, dass er Zivilist sei. Seine einstige Absicht, propagandistisch zu wirken, zeigt er bei dem Verhör nicht, geschweige denn, dass er die, seiner Ansicht nach, grafisch und sprachlich gelungenen Flugblattentwürfe vorlegt. Stattdessen betont er, dass er jahrelang von den Nationalsozialisten als Feind betrachtet wurde, heimlich BBC hörte und von den demokratischen Engländern eine angemessene Behandlung erwarte, dass er es ungerecht empfinde, jetzt mit diesen Fanatikern in einem Lager hinter Stacheldraht zu sitzen.

Nach dem Verhör fällt Franz schlagartig ein, was er sagen wollte. Er fasst sich an den Kopf, aber sofort fragt er sich, ob es eine aus dem Unbewussten kommende Sperre gewesen war. Waren seine Antworten etwa Intuition? Eins steht fest, er hat eben wichtige Weichen für sein Leben gestellt. Vielleicht würde er im Journalistenberuf zwischen

den Linien der neuen Ostwestfront verheizt werden. Und wenn sein Beruf ein ganz anderer werden wird? Franz mag Kinder, er träumt vom Lehrerberuf. Unerreichbar für ihn. Dazu müsste er studieren, aber das Abitur hat er nicht, da ihm die Nazis durch ihre Rassenpolitik den Besuch des Gymnasiums verboten haben. Franz weiß nicht, was ihm die Zukunft bringen wird, er fühlt nur, dies eben waren entscheidenden Momente in seinem Leben.

Im geschlossenen Auto geht es von London ins Kriegsgefangenenlager zurück. Sie bekommen einen Seesack und neue Kleidung, POW-Uniformen: Weinrot eingefärbte britische Armeekleidung. Aus dem Rücken ist eine Raute rausgeschnitten und ein gelber Stoffflicken neu eingesetzt worden, das heißt: Kriegsgefangener.

Nach zehn Tagen werden sie mit der Bahn, wieder in komfortablen Waggonen, ins POW Camp nach Bury transportiert. Bury war einmal eine riesige Baumwollspinnerei. 5000 Menschen auf engstem Raum sind hier eingepfercht. 900 POWs kauern in einer Fabrikhalle. Die Lagerleitung hat man deutschen Unteroffizieren gegeben – Zynismus des Krieges? Zumindest ist alles bestens organisiert. Jeden Tag müssen alle Gefangenen zweimal im Hof zur Zählung antreten. Es dauert immer sehr lange, da einige immer wieder Ausbruchsversuche machen. Danach müssen sie stupide Arbeiten verrichten.

Der wichtigste Besitz für Franz ist sein Tagebuch. Darin kann er Augenblicke festhalten und diese Zeit Jahre später wieder abrufen, zum Beispiel, wenn seine Seele Halt sucht, wenn er an einen lieben Menschen denken will, dem er einst im Tagebuch ein Porträt gesetzt hat. Eine Zigarette gegen einen Bleistiftstummel, Papier findet er auf dem

Abfallhaufen, oder er nimmt die Etiketten von Konservenbüchsen.

Inzwischen findet Franz wieder Zeit, Eintragungen zu machen. Zeit, die er während des Arbeitseinsatzes in Frankreich nie gefunden hatte:

Dame statt Dame

Des Mannes schönster Zeitvertreib,
der ist und bleibt ja wohl das Weib!
Kreuzt eine Dame nur sein Reich,
wird er fidel und munter gleich.
Das geht so weit, dass sogar hier
in unserm Stacheldrahtrevier,
wo doch die schönen Evatöchter
verscheucht sind durch die bösen Wächter,
das Spiel ‚Dame‘ trägt die größten Teile
der Abwehr gegen Langeweile.

Nicht immer findet Franz die Zeit, etwas in sein Tagebuch zu schreiben. Wenn er nur mehr Ruhe hätte! Immer ist einer um ihn herum, der ihn etwas fragt, der ihm ein Gespräch aufzwängt oder der einfach nur plaudern will. Abends haben die anderen ihn längst so weit gebracht, dass er Karten und – ausgerechnet - Dame mitspielt, doch entzieht er sich oft dem ganzen Trubel.

Eines Tages macht Franz die Bekanntschaft mit einem Gefangenen, der, so behauptet er von sich, gut Lieder zum Klavier vortragen könne, er suche nur jemanden, der ihm Texte zu seinen Melodien schreiben könnte. Franz zögert, schließlich zeigt er ihm sein jüngstes Gedicht aus dem Tagebuch.

Fritz pfeift ein überraschtes „Oho! Nicht schlecht, Herr Specht“, dann sagt er, singt fast: „Gedichte lesen ist, wie Partituren lesen.“

„Du meinst? ...“

„Aber sicher! Vertonen!“, und der Gefangene erzählt, wie er einmal als Jugendlicher einem Vortragskünstler zugehört hatte, der vertonte Heinegedichte zum Besten gab. „Die kann ich bis heute auswendig, denn die Melodien waren so eingängig“, und er singt: „Du hast Diamanten und Perlen, mein Liebchen, was willst du noch mehr?“

Franz verspricht ihm, ein Otto-Reutterlied zu aktualisieren. Es würde rechtzeitig für den geselligen Abend in der Kulturbaracke fertig sein.

Der Abend kommt, Hunderte von Kriegsgefangenen sitzen dicht gedrängt an langen Tischen, viele stehen hinten am Eingang; vorne ist provisorisch eine Bretterbühne aufgebaut, die Lagerleitung hat sogar ein Mikrofon gestiftet. In schwarzem Jackett, weißem Hemd und Fliege, von einem britischen Offizier ausgeliehint, steht Fritz auf der Bühne und imitiert Otto Reutter mit dem Text von Franz Wundersee:

In 50 Jahren ...

Und stehst du am Draht und klagst still dahin -
da draußen gibt's manchen, der wünscht, er
wär' drin!

Dort draußen herrscht Kampf, dort draußen ist
Krieg,

Hier drinnen gibt's Ruhe, hier drinnen ist
Fried'.

Im übrigen wirst du auch mal frei:

In fünfzig Jahren ist alles vorbei ...

Und warst du ein Nazi, dann sag's nur nicht
laut

und hast du zu Hitler wie ein Hündchen
geschaut,

schrei nur recht kräftig: „Demokratie!“

„Heil Moskau, Fluch Hitler. Doch braun war ich
nie.“

Und schimpfe recht kräftig auf Goebbels und
Ley:

In fünfzig Jahren ist alles vorbei!

Und bist von Beruf du nun ‚Geistesathlet‘

und findest die Arbeit hier reichlich verdreht.

Dann bilde dir ein, du machst ‚Ferien vom Ich‘,

und schaden tut's dir ja sicherlich nicht,

und fletsch' deine Zähne nicht gleich wie ein
Hai:

In fünfzig Jahren ist alles vorbei!

Und kommst von der Arbeit du müde heim

und schaust zur Erholung ins Buch hinein.

Die Hütte jedoch, die lärmet dahin,

der eine speaks English, der andre jazzt
Swing,

dann setze dich hin und pfeif' Loreley:

In fünfzig Jahren ist alles vorbei!

Ein wenig Stolz überkommt Franz, als er seinen Text so wunderschön zu dieser bekannten Melodie singen hört. Er freut sich daran, wie die anderen über seine Verse lachen. Als der Vortragskünstler jedoch während des Beifalls, der eindeutig ihm gilt, auf den Platz von Franz zeigt und ihm durch eine Geste bedeutet, aufzustehen, verbirgt der vor allen sein Gesicht. Er zieht es vor, im Hintergrund zu bleiben.

Fast schuldbewusst fragt er sich später, ob man bei diesen Grauen, das dieser Krieg angerichtet hat, überhaupt noch lachen kann. Ja, er geht sogar noch weiter: Darf man nach Auschwitz noch Gedichte schreiben? Aber gleichzeitig beantwortet er diese Frage für sich mit: „Ja, man darf.“ Man muss das Grauen mit der Poesie beantworten, damit es nie wieder komme. Denn nur die Verbreitung des Schönen, kann den Hass unter den Menschen schmälern.

Abends, in seiner Baracke, zieht er die Decke über den Kopf und träumt von dem, was er einmal erlebt hat. Dabei kommt ihm immer wieder das Schicksal seiner Verwandten in den Sinn. Leben sie noch? Haben sie inzwischen seine Mutter auch abgeholt? Franz will weg und kann nicht fort. Der Krieg, der Stacheldraht, die Gefangenschaft steht zwischen seiner Wirklichkeit und der Sehnsucht.

Gedanken, die quälen, aber er muss der Trauer das Leben entgegensetzen. Gerade jetzt!

[Weiter zur Episode 8](#)

eingestellt am 3. März 2008

